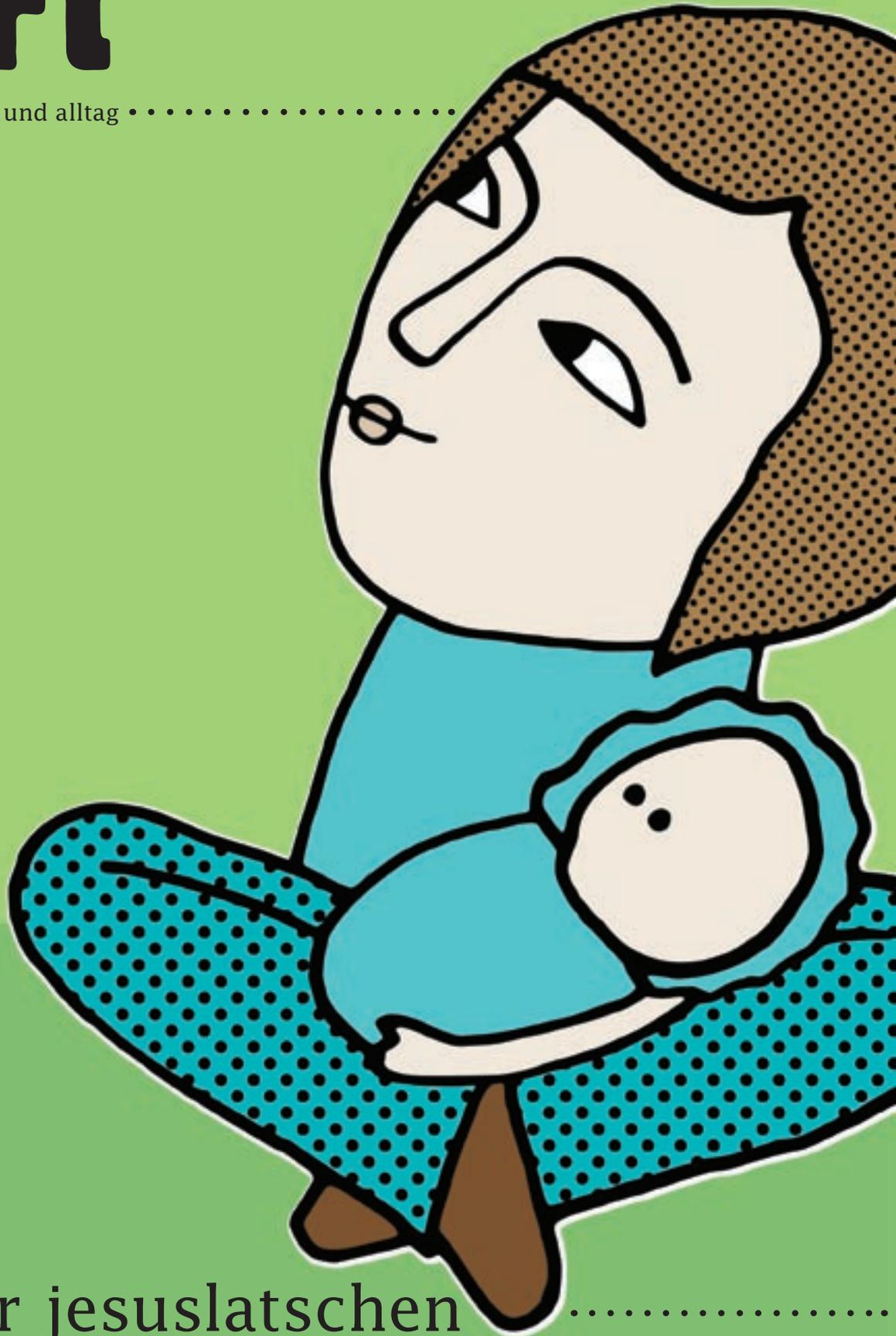


hEFT

#23 · Januar 2011

..... für literatur, stadt und alltag



.....zeit für jesu slatschen

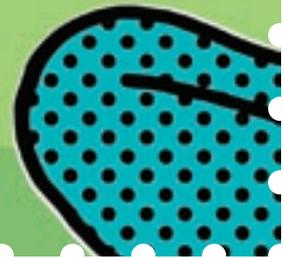
hEft in die Hand

Offene Redaktion

- » am 2. Februar » um 19:30 Uhr
- » im Weinstein Le Bar

Offenes Büro

- » immer mittwochs
- » 17 bis 19 Uhr
- » Alte Salinenschule, Salinenstraße 141
(Ecke Magdeburger Allee)



Anzeigen

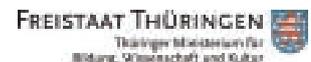


» Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 23 (7. Jg.), Januar 2011 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Heike Fröhlich » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy, Johannes Smettan » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 5, 11, 15, 24 und 25 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 28. März; Redaktions- und Anzeigenschluß: 25. Februar.

hEft wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Liebe Leserin, lieber Leser,

der Bahnhofstunnel in Erfurt wird für Fußgänger gesperrt, die Gruppe »Alles zu seiner Zeit« hat sich gegründet und überfällt Supermarktfilialen mit Wasserpistolen, in denen sich kein Wasser, sondern Blut befindet, ein neuer Kulturdirektor tritt sein Amt an, der Rundpavillon auf der ega muß gerettet werden, Erfurt braucht mehr Lichtspielhäuser und im Kinoklub werden Jesuslatschen getragen, Rot-Weiß steht auf der frohen Seite des Lebens, Herr von Göde versteht nur Bahnhof, El Egoiste tritt im Tiefschnee in eine Tretmine, ein neuer Verlag hat sich in Erfurt gegründet, zwei Schreibwettbewerbsanthologien wurden veröffentlicht, in der Pfalz kann man bessere Bratwürste essen als in Thüringen, der Retro-Waggon macht im Peckham's Station, der durchschnittliche Kolumbianer betet die deutsche Fußballnationalmannschaft an und herunter, das Haus der Kultur in Suhl wurde abgerissen und macht dem Haus der Wirtschaft Platz, in Jena macht die Soziokultur mobil, in Erfurt werden Weihnachtsmänner wegen Terrorverdachts in Gewahrsam genommen, Christian organisiert Schmuggelfrachten aus und für Rumänien und Bulgarien, Torben und Mirko klauen dem Anarchisten die Säge, die Frau hat guten Grund, ihren Mann zu hassen, Paul und Linus waren mit dem Tandem gestürzt und Friedrich erzählt weiter seine abgestandenen Witze, Jesus wird das neue Spiel zum Verhängnis, im Bäckerladen hat sich ein kleiner Junge umgedreht, den Arm gehoben und leise Tschuß gesagt, dann hat jemand die Uhren mit unserer Welt gefüttert, John geht den Tag retten und der Taxifahrer sah die blaue Plastiktüte auf dem Rücksitz liegen und es lief ihm eiskalt den Rücken herunter.

Aber lesen Sie selbst!

Die Redaktion



stadt & alltag

- 04 zwischen den heften.
- 05 schöne aussicht.
- 06 rundpavillon noch gefährdet!
- 07 erfurt ist kein mythos.
- 11 el egoiste.
- 12 fragmente aus der abseitsfalle.
- 13 aus liebe zum werk.
- 14 literaturbüro.
- 15 redaktion empfiehlt.
- 16 hEft-weinberatung.
- 17 kolumbien? bist du verrückt?
- 19 suhl 2010: kulturhaus abgerissen!
- 21 status quo vadis.
- 23 ventil e.v.
- 24 onkologie der ökonomie.

- 26 fotostrecke.



literatur zeit für jesuslatschen

- 30 die brücke.
- 33 das passieren der dinge.
- 35 abendlandschaft mit bühnenbild und pferden.
- 39 spielverderber.



literatur eobanus-hessus-schreibwettbewerb

- 43 heute lernen wir, tschuß zu sagen.
- 45 sand.
- 46 lyckan, das glück.
- 49 der taxifahrer-meinhof-komplex.

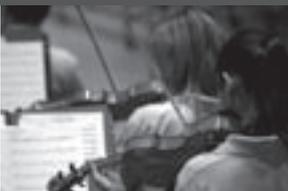
- 51 autor/innenverzeichnis.



Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon o 3643/4168-0 | Telefax o 3643/4168-22 | info@gutenberg-weimar.de

www.gutenberg-weimar.de



zwischen den hEFten:

24
Sept.



hEFt-relief »Zeit für Manchesterhosen«, geWERK Erfurt

Schicke Reliest im proppevollen Künstler- und Atelierhaus geWERK. Moderator Herr Rost glänzte als Berufsschullehrer im Arbeitskittel mit Kulibatterie in der Brusttasche sowie im lässigen Umgang mit Folie und Polylox. Denn, so erfuhren wir, das Objekt beherbergte vormals das Erfurter Frauentechnikzentrum. Gepaart mit dem Thema der letzten Ausgabe, »Zeit für Manchesterhosen«, war die Stoßrichtung klar: Arbeit! Arbeit! Arbeit! Und arbeiten mußten nicht nur die netten Leute hinter der Bar und die Autorinnen und Autoren, sondern auch Herr Bauer, der während der Lesung Zeichen und Wunden in eine Plexiglasscheibe ritzte, die später einer alten Druckmaschine im Keller als Druckvorlage diente. Doch der Feierabend kam schnell. Bei Stockbrot und Feuertopf saßen und standen arbeitende und genußsüchtige Gäste gemeinsam noch lange im Hof.

11
Okt.



Lesefest Weimar-West, Bürgerzentrum Weimar-West

Einen Ausflug ins nahe Weimar unternahm das hEFt samt mobiler Textil-Werkstatt. Ziel war das 1. Lesefest im Neubaugebiet Weimar-West. Kaum hatten wir Stempel und Stoffe auf dem Tisch drapiert, ging's schon los: Kleine und große Besucherinnen und Besucher nutzten die Gunst der Stunde und stempelten was das Zeug hielt – Aufnäher und Lesezeichen bekamen mehr oder weniger sinnige Buchstabenkombinationen verpaßt. Von der spontanen Liebeserklärung an Céline bis hin zum ausgeklügelten Sinnspruch war alles dabei. Danach und zwischendurch gab es auch noch Literatur: Franziska Wilhelm, Johannes Lange und André Herrmann waren am Start und boten dem sozial gut durchmischten Publikum neue Texte und eine gute Show. Und das an einem Montagabend.

3
Nov.



Offene Redaktion, Le Bar

Nur die Harten kommen in den Garten oder eben ins hEFt. Bei miesem Novemberwetter versammelte sich eine kleine, aber feine Runde zur »Offenen hEFt-Redaktion« für die Januar-Ausgabe im Le Bar. Große Ideen wurden trotzdem gesponnen. Und reichlich Salzstangen verspeist und mit Kalt- und Heißgetränken nachgespült. Was dabei und auch sonst noch herausgekommen ist, kann im aktuellen hEFt nachgelesen werden.

9
Nov.



FreundInnen möchten wir sein, World Wide Web

Nachdem das hEFt seit dem Frühjahr schon fröhlich durch die Virtualität des World Wide Web zwitschert, zeigt es nun auch ein Gesicht. Das hEFt ist bei Facebook angekommen. Mußte ja so kommen. Denn laut Facebook sind im sozialen Netz der Internetplattform inzwischen mehr als 500 Millionen aktive Nutzerinnen und Nutzer gefangen. Wir wollen doch alle nur FreundInnen sein! Oder etwa nicht?

schöne aussicht:

Aufruf zum Osterboykott

02.01.2012: Als im September in den Supermärkten die ersten Weihnachtsmänner brannten, hielten viele das noch für einen Bubenstreich oder eine fehlgeleitete Kunstaktion. Aber was vielleicht als Kurzschlüßhandlung eines Einzelnen begann (ganz geklärt ist das ja noch immer nicht, vgl. Artikel in der TA vom 21.12.2011), hat wohl doch den Nerv vieler Menschen getroffen. Die ersten Vorfälle wurden in Ilversgehofen bekannt, aber Bilder von entwurzelten Plastiktannen, entstellten Weihnachtskalendern und erdolchten Schokomännern erreichten uns bald auch aus anderen Stadtteilen. Kurz darauf tauchte im Internet ein anonymes Bekenner schreiben auf.

Eine Gruppe mit dem Namen »Alles zu seiner Zeit« zeichnete sich verantwortlich für die Übergriffe und kündigte weitere Aktionen an.

Damit war Erfurt zur Speerspitze einer Bewegung geworden, die sich rasch auf ganz Deutschland ausbreiten sollte. In München wurden Supermarktfilialen mit Wasserpistolen überfallen, in denen wohl gemerkt kein Wasser, sondern Blut war. Die Bilder haben Sie vermutlich gesehen, eine ziemliche Schweineerei. In Duisburg hatte man zu einem Flashmob aufgerufen: Punkt 12 wurden tausende Christbaumkugeln zerdeppert, die, selbst wenn sie heil am Boden ankamen, doch selten dem reißenden Absatz der vorübereilenden Passanten Stand halten konnten. Aus Berlin erreichten uns

Aufnahmen von Menschen, die auf Weihnachtsmannkostüme urinieren oder in Leuchtmützen koteten.

Ende November hatte sich die Situation dann wieder einigermaßen beruhigt, zumindest was die Übergriffe anging, aber die Diskussionen haben seitdem nicht aufgehört. Vermutlich werden sie jetzt sogar noch mal angeheizt. Kürzlich ist im Internet ein Schreiben aufgetaucht, welches von der Gruppe »Alles zu seiner Zeit« unterzeichnet ist. Mit dem Hinweis, daß die Osterindustrie bereits auf Hochtouren läuft und man die ersten Anzeichen, die vermutlich Ende Januar zu erwarten sind, »mit ähnlichem Aktionismus wie diesen ganzen Scheiß-Weihnachtskram boykottieren« solle, gießen sie hier wohl noch mal Öl ins Feuer. (jw)

Neuer (Rad-)weg!

03.01.2012. Wir erinnern uns: Mehr als zwei Jahre spaltete ein Streit rund um und durch den Tunnel am Erfurter Hauptbahnhof die BürgerInnen in mindestens zwei Fraktionen: rücksichtslos rüpelnde Radfahrer und hilflose Fußgänger. Gleichwohl diese Teilung nie durch eine wissenschaftliche Untersuchung untermauert und im wesentlichen von denjenigen kolportiert wurde, die weder mit dem Fahrrad fahren noch in nennenswertem Umfang sich zu Fuß durch die Stadt bewegen, bildete sie die Grundlage, den Tunnel für den Radverkehr komplett zu sperren. Zu größeren Komplikationen oder Unfällen kam es allerdings solange nicht, wie der Tunnel für FußgängerInnen und RadfahrerInnen gleichermaßen begehb- bzw. befahrbar war. Dies änderte sich schlagartig im Jahr 2011. Nach statistischen

Untersuchungen des Erfurter »Ventil e.V. – Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau« kam es im vergangenen Jahr vermehrt zu Beschimpfungen, Pöbeleien, bis hin zu schweren Schlägereien mit erheblichen Verletzungen. »Ventil e.V.« führt diese Vorkommnisse auf die im Jahr 2010 angestauten Aggressionen in der Erfurter Bevölkerung zurück. Die Gründe dafür seien allerdings in den gesamtgesellschaftlichen Bedingungen zu suchen: Vereinzelung des Individuums im Spätkapitalismus, Existenzangst, Angst vor dem sozialen Abstieg, tatsächlicher sozialer Abstieg, allgemeine Überforderung. Im Bahnhofstunnel entluden sich diese Aggressionen vorher an der FahrradfahrerIn im allgemeinen. Nach dem Fahrverbot fehlte allerdings diese Projektionsfläche und es kam zu jenem eklatanten Anstieg der Gewalttaten. In seiner letzten Sitzung vor der Weihnachtspause zog

der Stadtrat die Notbremse und entschied sich für eine ungewöhnliche Lösung. Der Bahnhofstunnel ist nun seit dem 1. Januar 2012 für den Fußgängerverkehr komplett gesperrt. Der Zugang zum Hauptbahnhof ist ausschließlich über den Haupteingang möglich. Wer den Bahnhof über den Tunnel verlassen oder ihn durchqueren will, muß aufs Fahrrad umsteigen. Ein Fahrradverleih hat sich bereits angesiedelt; in Kooperation mit der ARGE wurden zwei Arbeitsgelegenheiten geschaffen. Die Entscheidung des Stadtrates ist also auch arbeitsmarktpolitisch bereits jetzt ein voller Erfolg. Der Ein- und Ausstieg in die Straßenbahn erfolgt nun fliegend und wird in den neu geschaffenen Wechselzonen vor und hinter dem Bahnhofstunnel gewährleistet. Nach unseren Informationen arbeitet bereits eine Expertengruppe an einer ähnlichen Lösung für den Anger. (ap)

rundpavillon noch gefährdet!

Im April dieses Jahres startete der Klub 500 eine Rettungsaktion für den vom Abriß bedrohten Rundpavillon auf der Erfurter ega. Der Rundpavillon ist ein typischer Vertreter der DDR-Moderne, obwohl er sich durch seine expressive »Kronen-Form« von den wenigen noch erhaltenen Exemplaren der 70er Jahre abhebt.

In dem von der Bauhaus-Universität Weimar herausgegebenen Standardwerk »Architekturführer Thüringen« wird der Rundpavillon auf dem Buchtitel als das markanteste thüringische Gebäude der 1970er Jahre vorgestellt. Darüber hinaus ist das Bauwerk – nach zahlreichen Abbrüchen – eines der letzten, das in Erfurt die DDR-Architekturmoderne repräsentiert.

Der Pavillon ist über einen polygonal gebrochenen Kreisgrundriß als Stahlkonstruktion mit einer abgespannten Dachkonstruktion errichtet. Die Tragekonstruktion ist von den raumabschließenden Verglasungen und Wänden deutlich abgesetzt und unterstützt dadurch die filigrane Erscheinung des Bauwerks. Anders als von den Betreibern der ega, der Thüringer Freizeit und Bäder GmbH behauptet, ist die jetzige Konstruktion und bauliche Gestaltung, inklusive der Fenster, so vom Architekten Klaus Thiele 1974 entworfen und umgesetzt worden.

Im Frühjahr 2010 wurden Teile der den Raumeindruck im Inneren bestimmenden, eindrucksvoll gefalteten und an Gestaltungen des Expressionismus erinnernden Deckenuntersicht zerstört. Als Begründung dienten angebliche Baumängel an der Stahlträgerkonstruktion. Jetzt hat sich herausgestellt, daß sich die Träger in einem guten baulichen Zustand befinden.

Nun müßte davon ausgegangen werden, daß eine behutsame Sanierung beginnt, die gefaltete Deckenuntersicht wieder eingebaut wird und der denkmalgeschützte Zustand von 1974 wiederhergestellt wird. Doch scheinen sich Befürchtungen zu bewahrheiten, daß der Abriß der Innendecke den Beginn der Zerstörung des Originalzustandes des Rundpavillons darstellt. Es wird jetzt offen über einen Umbau des Pavillons nachgedacht und als neuer Nutzer schon mal McDonald's ins Gespräch gebracht. Das paßt zu einem angedachten Gesamtkonzept der ega, welches die Aufhebung

des Denkmalschutzes und die Umgestaltung zu einem Eventpark, »Erlebnispark« genannt, vorsieht.

Dieses muß verhindert werden. In Hinblick auf die Feierlichkeiten zum 50jährigen Jubiläum muß die Einzigartigkeit des Ensembles mit den Blumenbeeten, Pavillons und Blumenhallen erhalten bleiben. Selbst der Entwurf der ega als ein Gartendenkmal, von der Lokalpresse polemisch »konservativ« genannt, der die Parkbereiche im Stil der 1960er Jahre favorisiert, muß stark überarbeitet werden. Die Aufsichtsräte der Erfurter Stadtwerke GmbH und der EGA GmbH tendieren zu einer Mischlösung der beiden Zukunftsvarianten, was Alarmglocken schrillen läßt. Es darf nicht zu dem geplanten Abriß der Hallen 1–4 und den folgenden Ersatzneubauten kommen. Auch muß unbedingt die Umnutzung der Blumenbeete in Staudenbeete verhindert werden.

Und der Teilabriß des Rundpavillons, als nächstes wären die Fenster an der Reihe, Sanierung genannt, muß gestoppt und die originalgetreue Wiederherstellung nach anerkannten Maßgaben der Denkmalpflege begonnen werden. Ein potentieller Betreiber für ein Café im Pavillon steht außerdem bereit.

Dirk Teschner



Foto: Pavillon Innenaufnahme, Archiv

erfurt ist kein mythos.

Seit Januar ist Tobias J. Knoblich neuer Kulturdirektor der Stadt Erfurt. Kurz vor seinem Amtsantritt beantwortete er uns einige Fragen. Dabei zeigte sich, daß er zwar keinen Goldesel, wohl aber eine große Portion Gestaltungswille, Weitblick und Nüchternheit mit in die Blumenstadt bringt.



Tobias J. Knoblich

geboren 1971 in Zwickau; Studium der Kulturwissenschaft, Kulturpolitik und Europäischen Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin; seitdem u.a. tätig als freiberuflicher Kulturwissenschaftler und Publizist in Berlin, Honorarprofessor an der Sächsischen Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie im Studiengang Kulturmanagement, Referent im Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Geschäftsführer des Landesverbandes Soziokultur Sachsen; darüber hinaus Vorstand der Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren e.V. (bis 2005), Vizepräsident der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. (seit 2006), Mitglied und Pressesprecher des Sächsischen Kultursenats (seit 2007), Vorsitzender der Sächsischen Jugendstiftung (seit 2008)

Herr Knoblich, Sie haben bisher in Dresden gearbeitet. Was hat Erfurt, was Dresden nicht hat? Ich habe zwar in Dresden gearbeitet, jedoch auf Landesebene, nicht für die Stadt. Mein Aktionsfeld ist (noch) ganz Sachsen, insofern sind Leipzig, Chemnitz oder Görlitz nicht minder bedeutend für meine Tätigkeit. Auch bin ich viel unterwegs und genieße es, gerade nicht für eine Stadt zuständig zu sein, deren Nimbus mich, ehrlich gesagt, häufig nervt. Und nun bekommen Sie doch noch eine Antwort auf den erfragten Städtevergleich: Erfurt ist kein Mythos, keine Kulisse, keine Stadt, die an ihren Wunden laboriert oder sich neue zufügt. Stichworte wie Frauenkirche, Hollywood-Neumarkt und Waldschlößchenbrücke, Semperoper und Hellerau stehen für kulturpolitische Megathemen, aber auch Signaturen einer beschädigten Stadt. Man muß entweder »geborener Dresdner« sein, wie man hier sagt, oder Fanatiker, um diese Diskurse und Glaubensbekenntnisse dauerhaft aushalten zu können. Oder man zieht sich sommers auf überfüllte und dampfende Elbwiesen zurück, aber da lauert schon der nächste Mythos: Elbe und geteilte Stadt, auf der einen Seite Barock, auf der anderen »Barack«, zumindest am Tor zur Neustadt gründen die Neubauten. Je weiter man in sie eindringt, desto alternativer wird es – doch ist vieles schon zum Klischee erstarrt. Erfurt hat für mich etwas angenehm Zurückhaltendes, Vornehmes, eine Stadt, die sich erschließen läßt, für die es keine stereotypen Erwartungshaltungen gibt.

In der Pressekonferenz zu Ihrer Vorstellung als neuer Kulturdirektor haben Sie betont, daß Sie kein Kulturabwicklungsdirektor sein wollen. Im Gegenteil, die kulturelle Substanz müsse weiter wachsen können. Haben Sie einen Goldesel im Umzugswagen? Wer über einen Goldesel verfügt, muß ihn gut verstecken, wie wir aus dem Märchen wissen! Das Märchen lehrt aber primär, daß der Redliche eigentlich keiner Wunder bedarf, um das Leben zu bewältigen. Die Wunder inszenieren doch nur die Moral eines klaren und ehrlichen Blickes auf das, was wir aus eigener Kraft tun sollen. Wenn ich also etwas im Umzugswagen habe, dann eine Portion Nüchternheit, aber auch Gestaltungswille, der nicht zuerst an Geld denkt. Kulturpolitik ist der Versuch, mit fachlichen Argumenten gute Grundlagen für die Kulturentwicklung einer Stadt oder einer Region zu sichern und zeitgemäß auszuformen. Es geht also immer um Veränderung, um Anpassung, gelegentlich auch Erweiterung. Den Rahmen – so bescheiden muß man als Kulturpolitiker sein – setzt die Stadtpolitik im Ganzen. Häufig wird Kulturpolitik gesehen als Hüterin des Unveränderlichen im Strom der Geschichte. Das ist sie nicht, wie wir von Visionären wie Hilmar Hoffmann wissen. Sie muß zwar bewahren, Institutionen prägen, aber auch neue Schwerpunkte setzen, Aufgaben abgeben können und einen lebendigen Diskurs möglichst vieler Menschen organisieren. Nur so entfaltet sie Legitimität und Akzeptanz – und organisiert auch notwendige Ressourcen.

Als Kulturdirektor sind Sie Teil der Verwaltung. Das klingt nach einer spannenden Herausforderung ... Verwaltung kann Spaß machen und konstruktiv sein! Sie versammelt unterschiedliche Kompetenzen und wirkt als stabilisierendes Element, wenn alle produktiv mitspielen. Da ich schon in einem Ministerium gearbeitet habe und lange Handlungsketten kenne, bin ich vor Enttäuschungen sicher gefeit. Man muß sich klar sein, daß ein Verwaltungsakt nichts Emotionales ist. Das fällt uns im Kulturbereich gelegentlich schwer ...

Ihre letzte Beschäftigung als Geschäftsführer des Landesverbandes Soziokultur Sachsen läßt vermuten, daß sie der Soziokultur gewogen sind. Welchen Stellenwert haben soziokulturelle Einrichtungen und Initiativen in Ihren Augen? In der Tat, mit dem Prinzip Soziokultur habe ich mich in den letzten Jahren intensiv befaßt. Es verkörpert zunächst die These, daß Kultur und Gesellschaft umfassend zusammengehören. Trivial, könnte man meinen, aber noch immer – und mit guten Gründen – stehen im Zentrum der Kulturpolitik die Künste, die Geschichts- und Erinnerungskultur, letztlich das dem Alltag Enthobene, Auratisierte, Vorgezeigte. Wo immer die Relation zwischen Produzent und Rezipient, Künstler und Bürger, Bühne und profanem Raum, Ausstellungsstück und Lebenswelt verrückt wird, beginnt die Verunsicherung. Im besten Falle spricht man dann vom Ausprobieren, von kreativem Schaffen, kultureller Bildung oder Therapie im Sinne kultureller Sozialarbeit, aber richtige Kulturarbeit an der Basis der Gesellschaft? Wo fängt sie an, wo hört sie auf? Soziokultur kann der Nährboden einer Kulturgesellschaft sein, wenn sie Menschen aktiviert, zum Ausdruck kommen läßt und sensibilisiert für die Werte der Gemeinschaft, Freude entfacht

für künstlerische Gestaltung, aber auch für das Besondere oder zu Kritisierendes. Sie ist dann gute Soziokultur, wenn sie über Konzepte verfügt und nicht nur dem Bauchgefühl folgt. Wo sie dies leistet, bin ich ihr sehr gewogen.

Werden wir Sie in den nächsten Jahren regelmäßig zu den Heimspielen des FC Rot-Weiß sehen? Fußball hat ja immerhin auch viel mit Kultur zu tun. Nein, sicher nicht. Ich glaube auch nicht, daß Schiller seinen »homo ludens« zuerst auf dem Spielfeld gesehen hat. Ich schätze den Fußball gar nicht, ja es mißbehagt mir, welchen Stellenwert er in unserer Gesellschaft einnimmt. Das Thema wäre freilich zu vertiefen ...

Warum werden die Sachsen Sie vermissen? Ich habe hier in der Kultur- und Jugendpolitik nie das klare Wort gescheut und in einigen Netzwerken und Gremien auf kommunaler und Landesebene sehr aktiv mitgewirkt. Was ich angepackt habe, war mir in der Regel Berufung, nicht nur Beruf. Und ich bin bekannt dafür, eben nicht nur die Landeshauptstadt im Blick zu haben, sondern möglichst breit informiert und vernetzt zu sein, vom Sozialpädagogen beim freien Träger bis zum Intendanten oder Generaldirektor. Aus der Präsenz, dem Verstehen-Wollen, der Kraft der Kommunikation wachsen Erfahrung, Kompetenz und auch Ideen. Wer nur auf einer Weide graszt, ernährt sich sehr einseitig. Meine breite Basis führt sicher dazu, daß mich einige vermissen werden – und, umgekehrt, ich diese auch!

Herr Knoblich, wir wünschen Ihnen einen guten Start in Erfurt und bedanken uns herzlich für das Gespräch!



spiel es noch einmal sam

... und noch einmal ... und noch einmal.
Ein Blick auf Thüringens Kinokultur und ein Wunsch für 2011

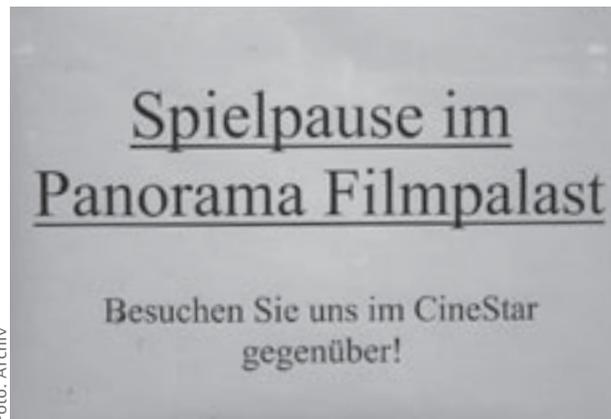


Foto: Archiv

Kennt jemand den »Bic-Mac-Index«? Falls nicht: Der »Big-Mac-Index« zeigt die Lebenshaltungskosten in den verschiedenen Ländern an, das heißt, am Preis eines Big Macs kann abgelesen werden, wie teuer oder billig es im jeweiligen Land ist.

Ganz ähnlich dem »Big-Mac-Index« verhält es sich mit dem »Kino-Index«. Für den gibt es zwar bislang noch keine offizielle Definition in irgendeinem Lexikon, aber dieser Index ist sehr hilfreich, wenn ich ganz allgemein etwas über die Qualität des kulturellen Angebots einer Stadt erfahren will. Die Anzahl der Kinos und die Auswahl der darin gezeigten Filme sagen sehr viel über das kulturelle Leben Erfurts, Weimars, Ilmenaus oder Jenas aus. Für die Landeshauptstadt Erfurt bleibt zum Beispiel nur festzustellen: Kulturell geht im Augenblick nicht sehr viel, die Stadt befindet sich – vorsichtig formuliert – in einer kulturellen Übergangsphase.

Vorbei die Zeiten, in denen es in Erfurt fünf Kinos, ein Schauspielhaus und eine Oper gab. Immerhin, punktuell gibt es bemerkenswerte Veranstaltungen von Kulturschaffenden, unter anderem vom »Klub 500« oder »Ladebalken«. Die Betreiber der »Galerie 7A« mußten aber jüngst ihre Räumlichkeit in der Johannesstraße aufgeben. Ein typischer Fall, denn vieles, was im Moment entsteht, ist zeitlich begrenzt und bald wieder weg. Der Versuch der Stadt, »Kulturkonzept-Handlungsfelder« zu entwickeln und diese öffentlich zu diskutieren, stieß bislang auf wenig Resonanz. Ein Durchbruch sieht anders aus und die kulturelle Monotonie läßt sich eben auch an der aktuellen Kinosituation ablesen.

Wer im Internet oder in der Zeitung nachschaut, was im Kino gezeigt wird, kann nur frustriert die Hände über den Kopf zusammenschlagen. »Jackass 3D« läuft natürlich, »Harry Potter 7« auch und alternativ auch »Bal – Honig« – filmische Vielfalt ist das aber nicht. Sofia Coppolas preisgekrönter »Somewhere« lief beispielsweise zum Bundesstart in keinem einzigen Thüringer Kino, immerhin dann mit 3wöchiger Verspätung im Weimarer »Lichthaus«, das ohnehin als nahezu einziges kleines Kino regelmäßig mit einem intelligenten Programm auffällt.

Als Kino-Fan bleibt einem meist nur die Wahl zwischen dem großen Blockbuster und russischem Arthouse-Film mit deutschen Untertiteln. In vielen Thüringer Städten gibt es nicht einmal mehr den russischen Arthouse-Film. Ilmenau hat mit den »Linden Lichtspielen« zwar einen der schönsten Kinosäle und mit IOSONO ein exzellentes Soundsystem, im altherwürdigen Kinosaal läuft aber dann trotzdem »Jackass 3D«.

Natürlich ist es leicht, als Außenstehender Kritik zu üben. Ich bin mir dessen bewußt und mir ist auch klar, daß es wirtschaftliche Zwänge und beispielsweise Interessen oder Fehlentscheidungen der einzelnen Verleiher gibt. So ist teils vorgeschrieben, in welchem Kinosaal ein Film gezeigt werden muß, oder Verleiher erklären sich nicht bereit, ihren Film dem kleinen Programmokino zum Bundesstart zu geben, in der Hoffnung, daß er im Multiplex-Kino mehr Zuschauer erreicht. Wer heute ein Kino betreibt, hat es schwerer denn je. Multiplex-Kinos sind inzwischen eine bessere Imbiß-Bude, da der Gewinn durch Essen- und Getränkeverkäufe vollständig in den Händen des jeweiligen Kino-Betreibers bleibt und daher ein besonders großes Interesse besteht, Nachos mit Käse und Popcorn zu verkaufen. Das eingenommene Geld durch Kino-Eintrittskarten muß wegen der festgelegten Verleihmietfätze zu großen Teilen an den Verleih abgegeben werden. Kommunalen Programmkinos geht es teils noch schlechter, weil bei ihnen oft gleich die Existenz auf dem Spiel steht. Der Erfurter Kinoklub am Hirschlachufer muß regelmäßig um finanzielle Kürzungen fürchten, da es beim öffentlichen Sparen aus Sicht der Politiker immer einfach ist, am Kulturetat den Rotstift anzusetzen.

Doch trotz all dieser Zwänge und schwierigen Umstände sollten vor allem Programmokino-Betreiber

versuchen, sich bei der Filmauswahl flexibler und mutiger zu zeigen, um sich auch neuen Zuschauerschichten zu öffnen. Begrenzte Spielräume sind immer noch Spielräume. So muß es doch möglich sein, angesagte kleinere Filme wie »Scott Pilgrim gegen den Rest der Welt«, »Machete« oder »Carlos« zeitnah zum Bundesstart zu zeigen. Dabei sollte natürlich stets überlegt werden, ob jeder kleine aktuelle Film um jeden Preis gezeigt werden muß. Das Weimarer Kino im »Mon ami« hat »Habermann« zwar zum Bundesstart gebracht, aber nicht jeder will einen weiteren Film rund um das Thema »2. Weltkrieg« sehen. Alternativ kann doch häufiger auf Repertoire-Filme zurückgegriffen und Filmreihen veranstaltet werden.

Sinnvoll wäre es auch, häufiger Ergänzungen zum Multiplex-Programm anzubieten. Wenn beispielsweise im großen Kino Christopher Nolans aktueller Film »Inception« läuft, kann im kleinen Kino der ältere Nolan-Film »Memento« gezeigt werden. In der derzeitigen Oscar-Saison wäre auch eine Oscar-Reihe mit prämierten Filmen wie »Erbarungslos« denkbar, begleitend zum jüngsten Eastwood-Film »Hereafter«. Nur in wenigen Thüringer Programmkinos läßt sich Kreativität in der Programmauswahl entdecken. Bei vielen Kino-Betreibern lautet das Motto eher: Wir machen das so, weil wir das seit Jahren so machen. Es ist die Wiederkehr des Immergleichen. Schon an den jeweiligen Internetseiten der Programmkinos kann der Nutzer leicht erkennen, mit welcher »Leidenschaft« das jeweilige Kino geführt wird.

Unterm Strich bleibt die Erkenntnis: Die Landeshauptstadt Erfurt hat mit rund 200.000 Einwohnern zwei Kinos, das nicht einmal ein Drittel so große Weimar hat drei Kinos. Weimar ist zudem auch ein Beispiel

dafür, daß zwei kleine Kinos nebeneinander existieren können. Das Weimarer »Lichthaus« spricht zudem zunehmend mehr Studenten an – eine Zielgruppe, die sich sonst gern im Internet Filme anschaut.

Für Erfurt wäre mehr filmische Vielfalt in Form eines weiteren Kinos wünschenswert. Der Kinoklub am Hirschlachufer ist nach wie vor Publikumsmagnet (2010 wurde der Millionste Besucher begrüßt) und muß daher unbedingt erhalten bleiben. Vor allem Schüler und ältere Erfurter gehen gern in den Kinoklub. Junge Erwachsene bzw. Studenten sieht man schon seltener.

Die Nachfrage für ein weiteres Kino, das mehr auf Studenten zugeschnitten wäre und daher vielleicht stärker die Zusammenarbeit mit der Erfurter Universität suchen könnte, wäre theoretisch da. Dieses Kino könnte in einem anderen Stadtteil, nicht im Zentrum Erfurts liegen und ähnlich wie das Weimarer »Lichthaus«-Kino, welches sich in einem ehemaligen Straßenbahndepot befindet, mit einer interessanten Räumlichkeit beim Publikum punkten. Es würde im besten Fall nicht einmal mit den bestehenden Kinos konkurrieren. Das sind viele »Wenns« und »Würdes«, aber wenn die Verantwortlichen der Stadt und die Kulturschaffenden das bisherige kulturelle Bild Erfurts ernsthaft ändern wollen, sollten sie über diese Idee doch zumindest einmal nachdenken. Nun soll es zuletzt eine Anfrage für ein leerstehendes Objekt in Erfurts Norden gegeben haben, um dort ein weiteres Kino aufzumachen. Noch ist aber offen, ob diese Pläne umgesetzt werden. So absurd ist der Vorschlag für ein weiteres Kino also nicht.

Reinhard Hücke

Anzeige

www.echauffier.de

echauffier
Magazin für Empörung

Augen auf! Ende Januar 2011!

fünf fragen an: Herr von Göde (1756–1903)



Herr von Göde, haben Sie auch einen Vornamen? Nein, ich nehme mir prinzipiell nichts vor. Auch von guten Vorsätzen für das neue Jahr halte ich nichts.

Zu Ihrer Zeit galten sie als Universalgelehrter. Bedeutet das, daß Sie auf jede Frage eine kluge Antwort haben? Eine Antwort bekommen Sie. Das ist schon ein Gebot der Höflichkeit. Ein Gebot der Höflichkeit wäre es im übrigen auch gewesen, mich nicht in meiner Ruhe zu stören, bei diesem Sauwetter. Aber lassen wir das. Ob meine Antwort klug ist, ist selbstverständlich eine Frage der Perspektive und hängt davon ab, was Sie hören oder Ihre Leserinnen und Leser lesen wollen. Und natürlich davon, was für eine Frage Sie mir stellen. Denn entgegen einer weit verbreiteten Annahme, es gäbe keine dummen Fragen, bin ich durchaus der Meinung, daß es davon mehr als genug gibt. Bester Beweis sind Ihre zwei Fragen.

Nun, die Deutsche Rheumaliga feierte Anfang Dezember ihr 40jähriges Bestehen. Fällt Ihnen dazu etwas ein? Ja, das stimmt, der Winter kam Anfang Dezember – wie in jedem Jahr – für uns alle sehr überraschend. Da kann es bei der Räumung der Straßen schon hin und wieder zu Schwierigkeiten kommen. Aber sehen Sie das doch einmal positiv: Das Leben bekommt doch plötzlich eine ganz andere Geschwindigkeit. Die Wege werden länger und die Wartezeiten kürzer. Leider ist das ja dann immer wieder viel zu schnell vorbei, denn gegen Ende des Winters spielt die Stadtreinigung dann in einer ganz anderen Räumliga.

Sehr interessant! Herr von Göde, Ihre Frau Ida hat zwölf Kinder in die Welt gesetzt. Sind das alles Ihre?

In der Tat, da sprechen Sie einen wunden Punkt an. Die Pläne zur Umgestaltung der Erfurter Gartenbauausstellung bereiten mir einiges Kopfzerbrechen. Schließlich handelt es sich hier um ein Kleinod deutscher Gartenkunst, ja mehr noch, um ein Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung und den besterhaltenen 1960er-Jahre-Park Deutschlands. Was bei so einer Umgestaltung alles schief gehen kann, haben wir leidvoll mit dem Hirschgarten erleben müssen. Der wird seinem Namen ja alles andere als gerecht.

Sie sind ein Mann der klaren Worte! Letzte Frage: In einigen christlich-orthodoxen Ländern wird gegen Ende des Winters die Butterwoche gefeiert. Wäre da nicht ein ganzes Butterjahr (oder zwei) eine Idee für Erfurt? Als Alleinstellungsmerkmal? Wie bitte?

Dieser Mann ist doch deutlich überschätzt. Und daß sich eine Stadt wie Erfurt in einem solchen Ausmaße daran beteiligt, na ja. Gut, er hat hier studiert, aber da ist er ja auch nicht der einzige. Und der Blitz soll fast in ihn eingefahren sein. Hätte er das mal getan! Von einem Mann, der die Artistenfakultät besucht hat, darf man doch ein bißchen mehr erwarten. Aber nach dem ist ja noch nicht einmal ein Hüftschwung benannt! Erfurt hat doch, weiß Gott, viel mehr zu bieten. Zum Beispiel den Stadtring. Was für ein wunderbares Zeugnis thüringischer Handwerkskunst. Da könnten Rundwanderungen mit Ringelpiez angeboten, und Touristen aus aller Welt angelockt werden. Und übrigens: Wäre der Ring seinerzeit geschlossen worden, wäre uns allen dieser völlig überflüssige Weihnachtsmarkt erspart geblieben.

ELEGANTE

© ULF SALZMANN



www.flausen.net

das leben des brian.

Von Stefan Werner



Stadion oder Kirche? Bank oder Bundestag? Anzug oder Kutte? Jesuslatschen oder Fußballstollen? Choräle oder Vereinshymne? Parolen oder Gebete? Samstag oder Sonntag? Brian, Zedi, Ziegner, Lieberknecht, Ackermann, Merkel oder doch Jesus im Tor von Nazaret? In allen ruht die stete Hoffnung, Antworten auf die brennenden Fragen des Lebens zu bekommen: Wie kam es zur Krise? Ist Hartz IV ein Käse? Warum schneit es im Dezember? Ist der Papst wirklich katholisch? Brennt Wasser? Warum hat der RWE das Pokalspiel gegen den Teufel Carl Heinz verloren?

Der Daimler-Chef Dieter Zetsche hat sich kürzlich und allen Ernstes gefragt, wo die Krise denn plötzlich hin sei. Toll, der Dieter hat es geschafft! Trotz der vielen Sorgen und Belastungen hat er sich nicht in den Selbstmord treiben lassen. Mit seinen letzten paar Kröten hat er die Kurve gekriegt. Wer hätte das gedacht. Jetzt schauen die westlichen Industrienationen auf sein, auf unser Land. Manche glauben gar an ein Wunder. Nur nicht die ewigen Kritiker und Nörgler aus der linken und atheistischen Ecke. Die glauben lediglich an die Leichtgläubigkeit, die Manipulierbarkeit und die Resignation der schweigenden Mehrheit. Sie wollen uns glauben machen, daß der Sieg über die Krise nur durch prekäre Beschäftigung tausender Arbeitnehmer, die wirkungsvolle Entlastung der Unternehmen und weil Dieter und Co. auch mitgemacht haben, möglich war. Da zieht es einem doch die heilige Sandale aus. Was ist denn gegen Wunder einzuwenden, außer daß man sie nicht vorher sagen kann und, wenn sie dann doch eintreten, meist jenen zugesprochen werden, die im Vorfeld durch ihr unbeholfenes Gestotter Rätsel aufgegeben haben?

Ich habe nichts gegen Wunder. Ich gehe zur Wahl in dem Glauben, daß es besser wird. Ich huldige mei-

nem RWE, weil ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen. Und ich zahle weiterhin meine Rentenbeiträge. Wer Wunder erleben will, muß morgens aufstehen. Wer Wunder will, muß vorwärts schauen, muß Mut zum Wechsel haben und muß in die Zukunft investieren. So wie unsere immer demonstrativ gut gelaunte neue Thüringer Staatskanzleichefin Marion Walsmann und unser Regierungssprecher Peter Zimmermann, der auch schon mal in Richtung der Kritiker und Nörgler aus der roten Ecke ruft: »Die werden sich noch wundern.«

Selbstverständlich kann man Wunder forcieren. Zum einen besteht die Möglichkeit der Stoßgebete in Richtung Himmel. Fußballfans tun dies mit Vorliebe. Aber auch Merkel und der Rest der vornehmlich christlich geprägten politischen Frömmigkeit tun dies hin und wieder, allerdings mit wenig Erfolg. Wirkungsvoller und deshalb so wichtig ist, das unbeholfene Gestotter der politischen Propheten richtig zu deuten. In der Bibel steht, es ist leichter, daß ein Kamel durch das Ohr der Nadel geht, als daß ein Reicher in das Reich Gottes hinein kommt. Wenn unsere Kanzlerin und ihr gelber Vize recht Unverständliches über Nadelöhre und Solidarität erzählen, dann heißt das nicht etwa, daß Manager und Banker nicht in den Himmel kämen, vielmehr liegt darin die Aufforderung an den gemeinen Bürger, mit fleißigem Sparen und Verzicht etwas gegen die besorgniserregenden Schuldenstände zu tun. Dann heißt das auch, sich nicht gegen Zukunftsprogramme wie Atomenergie, Stuttgart 21, Gesundheitsreform, Managergehälter, Dienstwagen und Co. zu stellen. Dann heißt das auch, daß die legislative Klasse ihr Übriges tut: Zum Beispiel, einen günstigen Steuersatz für Fast Food, weniger kulturelle Angebote und weniger Kindertagesstätten, damit vor allem Hartz-IV-Kinder mit der Liebe ihrer Eltern aufwachsen können. Vorwärts und nicht vergessen: Die neue Solidarität!

Will sich trotz allem kein Wunder einstellen, der RWE kein neues Stadion bekommen und die erträumte Wirklichkeit mal wieder in krassem Gegensatz zu den vermeintlichen Sachzwängen des eigenen Alltags stehen und die zermürbende Sinnlosigkeit des Lebens den Blick verstellen, dann hilft nur eins: always look on the bright side of life.

aus liebe zum werk.

Erik J. Bachmann, Jahrgang 1988 und gebürtiger Erfurter, ist Musiker, Autor, Student und Eventmanager in Personalunion. Als wenn das nicht schon reichen würde, hat er vor kurzem auch noch einen Verlag gegründet. Zeit für ein Gespräch.



Wie kamst du dazu, einen Verlag zu gründen? Ich bin seit vielen Jahren als Musiker aktiv, und im Laufe der Zeit habe ich erkannt, daß die Zusammenarbeit mit anderen Musikern äußerst wichtig ist, um selbst voranzukommen. Als einzelner profitiert man tatsächlich davon, daß alle profitieren. Als das Schreiben immer wichtiger für mich

wurde, dachte ich, daß dieses Konzept auch im Literaturbetrieb funktionieren könnte. Ich habe mich also auf die Suche nach anderen Autoren gemacht und eine Gruppe ins Leben gerufen, die sich Verband Erfurter Schriftsteller – kurz: Vers – nennen sollte, und begonnen, Lesungen zu buchen. Die Idee zur Verlagsgründung kam dann recht schnell, obwohl der eigentliche Name mittlerweile weggefallen ist, da unsere Autoren aus ganz Deutschland kommen. Das Akronym »VERS« bleibt aber als Verlagsbezeichnung bestehen.

Was für Autoren gedenkst du, dort zu veröffentlichen? In erster Linie sind wir ein Kunstbuchverlag. Ich kann nicht viel anfangen mit populären Ausrichtungen von Lyrik und Belletristik, wie beispielsweise der Slam Poetry, die sich immer mehr in Richtung Comedy zu entwickeln scheint. Rilke sagte in seinen »Briefen an einen jungen Dichter«, das einzige, woran sich der Wert einer Dichtung messen ließe, sei die innere Notwendigkeit des Dichters dazu, und Werke, welchen man eben diese ansieht, möchten wir veröffentlichen. Wie und in wem sich diese Notwendigkeit überhaupt ausdrückt, kann niemand vorhersagen, weshalb die Altersspanne unserer Autoren derzeit von 15 bis 29 Jahren reicht. Aus demselben Grund beschränkt sich unser Œuvre nicht nur auf Literatur – wir werden auch Bildende Kunst verlegen, sozusagen als Galerie im Buchformat. Ein derartiges Projekt – Gedichte zu Bildern, Bilder zu Gedichten – ist bereits in Planung.

Die Verlagsgründung liegt ja noch nicht so lange zurück – hast du inzwischen schon ein Team um

dich versammelt oder erledigst du die meisten anfallenden Arbeiten im Alleingang? Die organisatorischen und finanziellen Aspekte des Verlages liegen nach wie vor in meinen Händen. Jedoch werden sämtliche Entscheidungen im Einvernehmen mit den Autoren getroffen, da ich möchte, daß jeder Autor genau das realisieren kann, was ihm vorschwebt.

Daß wir uns von den Zuschuß- und Pseudoverlagen distanzieren wollen, war allen Beteiligten gleich zu Beginn klar. Was wir veröffentlichen, geschieht also aus der Liebe zum Werk heraus. Es geht darum, Kunst zu verlegen, und nicht den Autor über den Tisch zu ziehen.

Du selbst wirst in Kürze ein Buch veröffentlichen. Was hat man da zu erwarten? Es handelt sich um ein Langgedicht von 150 Seiten Umfang, dessen Inhalt ich umschreiben würde mit: Was betrifft mich, was betrifft mich nicht, wann kann ich etwas ausblenden, wann gelingt mir das nicht. Da dieses Thema viele Bereiche der Selbstreflexion umfaßt, läßt sich nicht mehr dazu sagen, als daß ich mich bemüht habe, das intuitive Schreiben beizubehalten und inhaltlich nichts nachträglich zu verändern. Da ich mich gewisserweise des Bewußtseinstroms bediene, würde ich nicht behaupten, daß diese Dichtung eine Konklusion erfährt, ich denke vielmehr, daß sich bei jedem Leser eine andere Erlebnisebene angesprochen fühlen wird. Das ist natürlich kein einfacher Stoff, sondern eher schwer verdaulich, was sicherlich auch auf die anderen Autoren des Verlages zutrifft. Ich rechne damit, daß ein Großteil der von uns veröffentlichten Bücher unter den Schreibenden bleiben wird. Das ist jedoch in Ordnung, denn ein Sachbuch über Quantentheorie wird auch größtenteils von Fachleuten gelesen werden. Der Wert einer Veröffentlichung zeigt sich hier im Gegensatz zu Unterhaltungsverlagen nicht in der Absatzzahl. Es bringt nichts, ein Buch an jemanden verkauft zu haben, der damit nichts anfangen kann – man hätte als Autor zwar in einem bescheidenen Rahmen Geld verdient, wäre aber am Ziel vorbeigeschossen.

Interview: John Weide

» **Internet:** www.myspace.com/verserfurt
» **E-Mail:** vers-erfurt@gmx.de

schreibwettbewerbe im buch.

In den vergangenen Wochen erschienen zwei Anthologien mit Ergebnissen Thüringer Schreibwettbewerbe. Sie geben Einblick in die Lebenswelt und das literarische Schaffen junger Autorinnen und Autoren zwischen Sonneberg und Worbis.

Die Anthologie »Flight Club« vereint die preisgekrönten Beiträge des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes der Jahre 2007 bis 2010. An dem jährlich ausgeschriebenem Wettbewerb können sich Schreibende im Alter von 15 bis 35 Jahren beteiligen. Die diesjährigen Preisträger wurden im November in Erfurt gekürt. Mit Stefan Petermann konnte sich ein Autor durchsetzen, der regelmäßigen hEft-Lesenden kein Unbekannter sein dürfte. Den zweiten und dritten Jury-Preis erhielten Michael Friedrich und Laura Zimmermann, während die Schülerförderpreise an Luise Hesse und Christoph Renner gingen. Die 24 Kurzgeschichten und Lyrik-Beiträge umfassende Anthologie ist im Studentenzentrum

Engelsburg kostenlos erhältlich und kann auch unter www.hessus.eburg.de online gelesen werden.

»Freiheit« hieß das Thema des Provinzschrei-Literaturwettbewerbes 2010, zu dem 52 Autorinnen und Autoren im Alter zwischen 11 und 23 Jahren Texte eingereicht haben. Der Wettbewerb wird im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Provinzschrei« ausgeschrieben, die einmal im Jahr in Suhl stattfindet. Die Anthologie zum Wettbewerb vereint neben den ersten drei Hauptpreisen, die an Riccarda Kiel, Tobias Dürrschmidt und Annemarie Grimm verliehen wurden, weitere ausgewählte Beiträge aus diesem Jahrgang. Jedem Beitrag ist dabei ein kurzes Interview mit dem oder der Schreibenden vorangestellt. Die Anthologie ist über www.provinzkultur.de erhältlich.

» Preistexte des Eobanus-Hessus-Wettbewerbes 2010 ab Seite 43 dieser Ausgabe

arthur sucht.

Die freie Szene macht mobil. Nicht nur in Erfurt. In den letzten Jahren entwickelte sich in ganz Thüringen eine erstaunlich rege Subkultur. Viele kleinere und größere Projekte schießen wie Pilze aus dem Boden, manche bleiben länger, manche verschwinden wieder oder wandeln ihre Form. Von der regionalen Presse werden diese Projekte kaum wahrgenommen, obwohl sie dem Freistaat durchaus als Aushängeschild dienen. Zudem tragen sie einen beträchtlichen Teil dazu bei, was Thüringen neben dem gewaltigen Schatten der Kulturgeschichte attraktiv macht. Besonders für junge Menschen ist das subkulturelle Angebot ein wichtiger Aspekt, zum Beispiel bei der Wahl des Studien- oder Arbeitsortes oder der Entscheidung, die Heimatstadt zu verlassen oder zu bleiben. »Arthur« nennt sich nun ein neues Projekt, das der mangelnden Präsenz innovativer und kreativer Projekte in der breiteren Öffentlichkeit Abhilfe schaffen will. Die Zeitschrift, die den Zusatz »Blätter für künst-

liche Intelligenz« im Namen trägt, will ein Podium für Kunst in Thüringen bieten und wird von Künstlern aus Thüringen gestaltet und geschrieben. Deshalb sind Kreative aller Sparten dazu aufgerufen, sich in »Arthur« darzustellen, auf ihre Projekte hinzuweisen und damit ein größeres Netzwerk für die Kreativen in Thüringen zu schaffen. »Arthur« arbeitet dabei thematisch. Das Thema der nächsten Ausgabe lautet »Körperkunst«. Wer also etwas zu diesem Thema beitragen möchte, wendet sich einfach an die Redaktion. Die erste Ausgabe, mit liebevoll appliziertem Goldrahmen, kann ebenfalls bei der Redaktion erworben werden. Wer sich das Ganze vorher erst einmal anschauen oder in den Händen halten will, findet »Arthur« auch im Kunsthof in Jena, in der Galerie Eigenheim in Weimar und geWERK in Erfurt.

**» Kontakt zur Redaktion:
redaktionarthur@googlemail.com**

termine.

- » **04.01.** 19:30 Uhr, »Ich und die anderen« – Lesung der Schreibvereinigung Kleinmölsen (Isabella Klöten) im Restaurant »Kreta«, Großmölsen.
- » **06.01.** 17:12 Uhr, »Alte Kameraden« – Johannes W. Göde, Frieder (von) Schylla, Christian Maxim Wielang, Joe Gottlieb Herrda lesen zum letzten Mal im Weinkeller des Hotel »Klassik«, Weimar.
- » **12.01.** 20:30 Uhr, »Carlotta, Kimberly, Gertrud, Bruno und Celine lesen euch etwas vor« – Lesung von und mit Carlotta, Kimberley, Gertrud, Bruno und Celine im Chemieraum des Lt. Joseph Gymnasium, Dingelstädt.
- » **17.01.** 20:00 Uhr, »Wilder Stier«, Tüngeda, »Wenn ein Arm stirbt« – Hans-Heinz Krück liest Geschichten und Gedichte aus seinem wilden Wanderleben durch die Sächsische Schweiz.
- » **17.01.** 21:00 Uhr, Kreissparkasse Teufelsthal, »Ran an den Speck«, Kinderbuchlesung mit Friedrich Scholl.
- » **24.01.** 14:40 Uhr, Atrium der Stadtwerke Spechtsbrunn, »Gewalterlebnispark soziale Marktwirtschaft?« Buchvorstellung mit Hans-Olaph Hunkel.
- » **25.01.** 20:33 Uhr, Alteisen – Offene Lesebühne für Menschen ab 35, Galerie Freitag, Weimar.
- » **31.01.** 07:30 Uhr, »Da ward ein Kindlein uns geboren«, Kindergarten »Dreckspatz«, Gotha, frischgebackene Eltern lesen aus ihren privaten Tagebüchern.
- » **04.02.** 10:00 Uhr, Heizwerk Niedergrunstedt, »Zukunft Kohle« Klaus-Michael Brand liest aus seinem neuesten Buch.
- » **14.02.** 19:00 Uhr, Lustige Helena, Erfurt, »Der Märchenonkel brummt«, Siegfried Butter liest spitze und freche Lausbubengeschichten.
- » **30.02.** 12:00 Uhr, »Herr Ober, noch einen Schnaps«, Anekdoten und Geschichten von und mit Faps Issmusen, Stadthalle Urbicher Kreuz.

spurensuche und empfehlungen.

Bereits drei Mal fanden sich im Coffee House »Peckham's« Freundinnen und Freunde des polnischen Films ein. Seit Oktober 2010 veranstaltet dort das Polnische Institut Berlin (Filiale Leipzig) einmal im Monat einen »Crashkurs Polnischer Film«.

Die Reihe ist dabei wie eine Zugfahrt durch Polen aufgebaut. In verschiedenen Waggonen fahren die Zuschauer durch das Nachbarland und erfahren Neues und Spannendes über die Kultur, die Denkweise und den Alltag der Menschen. Jeder Waggon erzählt eine andere

Geschichte. Die gezeigten Filme stammen ausschließlich von jungen polnischen Regisseurinnen und Regisseuren und räumen europaweit Preise ab. Im Januar und Februar 2011 laden nun noch der »Retro-Waggon« und der »Wagen für blinde Passagiere« ins Café in der Pergamentergasse ein.

Im »Retro-Waggon« macht sich Regisseurin Jolanta Dylewska auf die Spurensuche nach der Welt der polnisch Shtetl der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts. Eine Welt, die inzwischen nicht mehr existiert. »Pol-Lin.

Spuren der Erinnerung« nennt sie ihren Film, in dem sie durch akribische Recherche das Leben in den polnisch-jüdischen Kleinstädten wieder zum Leben erweckt.

Im »Wagen für blinde Passagiere« erwarten die Besucherinnen und Besucher »Herrn Kukas Empfehlungen«. Dariusz Gajewski erzählt in seinem gleichnamigen Film die Geschichte des naiven Waldemar, der sich nach der EU-Osterweiterung im Jahr 2004 auf den Weg nach Wien macht, um dort sein Glück zu versuchen. Unsanfte Landung inbegriffen.

» Termine: 26.01.2011 und 16.02.2011; 20 Uhr | Peckham's Coffee House (Pergamentergasse 11, Erfurt)

saumagen unlimited.

Von Peter Raulfs

Es gab da mal – oder gibt es noch – einen dicken Mann: Verehrer, Botschafter und Apostel einer kulinarischer Spezialität seiner Heimat, der sich damit unsterbliche cuisinière Verdienste erworben hat. Ach ja, und Kanzler soll er auch mal gewesen sein.

Doch wie oft ist dieser Mann mit der ulkigen Aussprache des Wortes »Geschichte« für diese seine Vorliebe belächelt, gar verspottet worden. Saumagen, ääh, wie das schon klingt! Doch zeigt die Erfahrung: die wenigsten, die darüber lästern, wissen, was das eigentlich ist. So sei im Rahmen dieser kulturellen Aufklärungsschrift diese Wissenslücke zugeschüttet. Der Pfälzer Saumagen kann als spezielle Form der Terrine gelten und wurzelt damit eher in der französischen als in der deutschen Küchentradition. Es besteht aus einer Fülle aus magerem Schweinefleisch, Brät und gewürfelte Kartoffeln – wer kreativ sein will, mengt auch schon mal Kastanien oder anderes hinzu. Gewürzt meistens mit Muskat, Majoran und Pfeffer, wird das Ganze in der Magenhülle eines Schweins bei mäßiger Temperatur gegart und vor dem Verzehr noch in Pfanne oder Ofen gebräunt. Ekliger als eine Wurst im Naturdarm ist das auch nicht, dafür eindeutig weniger fett.

(Ach ja, Wurst! Die Thüringer hören das vielleicht ausgesprochen ungerne, aber auch in anderen Landstrichen ist man imstande, Bratwurst herzustellen. Auch in der Pfalz kann man das, und – von mir aus steinigt mich dafür – sie ist sogar besser als die Thüringer. Sie enthält weniger Speck, ist fester in der Konsistenz und raffinierter gewürzt. So!)

Und hier kommt nun die Verbindung zum Wein. Das alles korrespondiert nämlich aufs vorzüglichste mit den Pfälzer Weinen. Zwar wird in der Pfalz so ziemlich alles angebaut, was, ob rot, ob weiß, das Sortenregister hergibt, was bei der klimatisch begünstigten Lage am Rheingraben mit dem Pfälzer Wald mit Wetterschutz im Rücken auch nicht weiter verwundert. Auch verwundert nicht, daß in einer Gegend, wo alles gut wächst, manch ein Winzer der Versuchung nicht widerstehen kann, vor allem ganz, ganz viel zu produzieren. Vor allem, wenn die Weinlagen mehrheitlich so schön flach sind, daß man höchst effizient mit dem maschinellen Vollernter die Rebzeilen rauf- und runterrattern kann.

»Schmeckt, als hätten sie alte Wollsocken ausgekocht. Ich nehme an, sie haben die Trauben nicht entstielt, vermutlich hoffen sie, man hält das für eine gute Konzentration. Sie haben die Trauben mit Blättern und Mäusen zerquetscht und am Ende diese herrliche Terpentimundwasser-Scheiße bekommen«, faßt Miles, einer der Protagonisten in dem Film *Sideways* seine Eindrücke des verkosteten Weins zusammen, und so ging es auch dem hEft-Weinkritiker vor kurzem in der Pfalz, als ihm bei einem Glas Spätburgunder besagter Qualität wieder einmal klar wurde, daß es auch immer noch viel Mist gibt. Auch in der Pfalz liegen Licht und Schatten immer noch dicht beieinander: hier die renommiertesten Weingüter des Landes, die für ihre Flaschen äußerst selbstbewußte Preise nehmen können – dort Kaschemmen mit höchst zweifelhaften Kreszenzen, die dennoch begeistert vom wenig zurückhaltenden Publikum, gerne bestehend aus Reisegruppen, Kegelvereinen und dergleichen, absorbiert werden. Und zwar am liebsten zu Zeiten, wenn ein halbvergorener, beziehungsweise halbvergammelter Traubensaft lockt, der anderenorts als Federweißer bekannt und berücksichtigt ist, in der Pfalz jedoch euphemistisch als »Neuer Wein« unters Volk gebracht wird.

Doch zurück zu Dingen, die erfreuen. Es kommen aus der Pfalz ganz hervorragende Rieslinge, die häufig auf Kalk- und Mergelböden gewachsen und voll ausgereift, ihresgleichen suchen, die mit ihrer ausgeprägten Mineralität ganz hervorragend zu Pfälzer Saumagen, Brautwurst und Leberknödel mit Sauerkraut passen. Zu nennen wären beispielsweise Weinlagen um Neustadt an der Weinstraße, die Namen wie *Forster Ungeheuer* oder *Deidesheimer Maushöhle* tragen, und von denen man bereits in einfacheren und preiswerteren Ausführungen Weine bekommt, die rundum zufrieden machen. Es gibt sogar einen Wein mit Namen *Saumagen*, so daß man Saumagen mit Saumagen essen kann. Ein Genuß, den auch die Erinnerung an abgelegte Politiker nicht schmälern kann.



kolumbien? bist du verrückt?

Wir haben unsere »Korrespondenten« überall. Maternus Millett nimmt uns mit auf einen Streifzug durch Kolumbien, gewährt uns Einblicke in eine ambivalente Realität. Kolumbien – das Land der glücklichen Menschen. Und bis vor kurzem das Land ohne Mülltonnen.

Normalerweise assoziiert man Kolumbien mit Kokaïn und Dschungelkrieg. In Kolumbien assoziiert man Deutschland normalerweise mit Adolf Hitler und das ist gar nicht böse gemeint. Hitler wird hier als eine Art Kriegsheld verehrt, genauso wie die deutschen Fußballspieler als Fußballhelden. Der durchschnittliche Kolumbianer betet die deutsche Nationalmannschaft ohne zu überlegen an und herunter. Ich kann das nicht.

Gerade weil Kolumbien so schlecht beleumundet ist, interessierte es mich. Und siehe da: Ich lebe noch! Und wurde noch nicht einmal gekidnappt. Das traut sich bei so vielen Uniformen auf den Straßen wohl kaum noch jemand, wobei ich mich manchmal unbehaglich fühle, da an vielen 18jährigen Knaben ein geladenes (!) Sturmgewehr baumelt. Neulich setzte ich mich im Restaurant neben einen solchen in Zivil und wir kamen ins Gespräch. Nachdem ich ihn gefragt hatte, was er denn so mache, zog er sein Hemd hoch und in seinem Hosenbund steckte ein 38er Revolver. »Ich bewache den Laden hier«, sagte er. Zur Beruhigung zeigte er mir sein makellooses Führungszeugnis, das ihn angeblich zum Tragen einer Waffe berechtige. Geholfen hat das nicht allzu viel. Blut fließt hier allerdings nur noch recht selten; die Mordrate in Medellin war vor einigen Jahren die höchste der Welt und liegt heute auf dem Niveau von Washington oder London.

Kolumbien ist noch viel mehr als Kokain, Guerilla und Entführungen. Vor allem besteht es aus Extremen: Protzigem Reichtum (ich habe noch nie so viele gewaltige, funkelnagelneue Geländewagen gesehen) und schändlicher Armut (die sich meist in den Favelas versteckt und nur zum Müllsammeln hervortraute). Kolumbien war das Land fast ohne Mülltonnen, und das

dient hier wohl als so eine Art Sozialhilfe. Inzwischen hat man die »recicladores«, also »Verwerter«, bei staatlichen Unternehmen angestellt, einschließlich schicker Arbeitsuniform. Überhaupt tragen fast alle, sogar die Kellner, Eisverkäufer und Kassierer, in Kolumbien Arbeitsuniformen.

Kolumbien ist abgrundtief häßlich und atemberaubend schön zugleich. Häßlich sind meist die metastasierenden Viertel am Stadtrand, ohne Baum und Strauch und oft auch ohne Wasseranschluß. Atemberaubend schön sind die Landschaften und die exuberante, üppige Vegetation. Man bückt sich und zieht köstliche Wurzeln und Knollen aus der Erde oder greift sich ein paar Mangos und Avocados vom Baum. Das ganze Jahr über. Papageien und bunte Sittiche fliegen hier herum wie bei uns Spatzen und Amseln.

Kolumbien ist auch fortschrittlich. Fast der gesamte Strom wird durch Wasserkraft erzeugt und ist im Überfluß vorhanden. Man kann es sich leisten, zur Weihnachtszeit die Städte in ein grellbunt flimmerndes Lichtermeer zu verwandeln, wobei es auch ein paar Millionen Menschen ohne Stromanschluß gibt. Viele können eben nicht beides zugleich: Essen und das Licht anknipsen.

Doch allzu unglücklich wirken diese nach unseren Maßstäben meist bettelarmen Menschen gar nicht. Das durchschnittliche kolumbianische Einkommen beträgt ein Sechstel dess in Deutschland verdienten. Der gesetzliche Mindestlohn liegt bei 200 Euro. Monatlich. Und viele Familien müssen davon leben. Wie machen die das? Indem sie vieles, was wir für Geld kaufen, in der Nachbarschaft tauschen und organisieren. Und doch verfügt dieses Land über eine moderne Infrastruktur und ein funktionierendes Gesundheitswesen. Überall gibt es W-LAN und jeder hat ein Handy, jede größere Stadt hat ihren Flughafen und nicht wenige können oder müssen sich das Fliegen sogar leisten, denn Busfahrten durchs Gebirge dauern extrem lange (400 km schafft man in zehn Stunden).

»Ahora« bedeutet hier nicht »jetzt«, sondern einen unbestimmten Zeitpunkt in der Zukunft. Das Bussystem ist in der Hand zahlloser Privatfirmen und funktioniert ohne Fahrplan und Haltestellen, als Fremdling bleibt nur das Taxi. Die Taxifahrer fahren auf zwei Rädern um die Kurven, verscheuchen hupend die über die Straße



rennenden Fußgänger und bekreuzigen sich währenddessen, denn an der Ecke steht eine Kirche. Autofahren ist hier recht aufregend, nicht nur, weil gefahren wird, wo gerade Platz ist, und weil die Interpretation der Ampelfarbe dem Betrachter überlassen ist, sondern auch wegen der Sturzbäche, die vom Himmel kommen und Felsbrocken und Schlammlawinen im Weg zurücklassen.

Ich bin hier, weil es eine erstaunliche Dichte von Ökodörfern gibt (wahrscheinlich mehr als in Deutschland). Hier keimt so etwas wie ein ökosoziales Gewissen, man sieht erste Ansätze von Mülltrennung und vor einigen Tagen wurde in öffentlichen Lokalen das Rauchen verboten. Manchmal fühle ich mich hier fast schon zu Hause.

Mein Eindruck: Hier macht man aus einem Sechstel des Geldes mehr als die Hälfte des (materiellen) Lebensstandards. Und mehrere Studien besagen, daß in Kolumbien mit die glücklichsten Menschen der Welt leben.

Das Foto zeigt eine Impression meiner kleinen Lieblingsgranja in der Nähe von Armenia in Zentralkolumbien. Wie schade, daß in Deutschland kein Riesenbambus wächst. Bei so viel ökosozial integrierter Schönheit und selbstversorgerischer Lebenskunst fällt mein mir geklautes Fahrrad gar nicht mehr ins Gewicht ...

Weihnachten in Kolumbien ist bunt, laut und sehr katholisch. Medellín erstrahlt im »Alumbrado«, das heißt, über dem Fluß schwebt eine kilometerlange Installation aus 15 Millionen bunten Lämpchen, die sich zu Engeln, Vögelchen, Sternen, Maria und Joseph samt Kind und Schneemännern (!) gruppieren. Solche phantasievollen Spektakel findet man auch an allen weitesten exponierten Orten der Stadt und in und vor den Wohnungen stehen flackernde, glitzernde Plastikweihnachtsbäume, aufblasbare, von innen beleuchtete Nikolause samt ebensolchen Schneemännern. Feuerwerk gibt's hier nicht nur an Silvester, geknallt wird schon im November und die Böller lassen einem die Hosenbeine flattern und machen minutenlang taub. Sie sind so laut, daß in den Autos der Umgebung die Alarmanlagen anspringen. Überall bumst, piept und pfeift es.

Weiterhin kann man hier »pizza católica« essen, katholische Pizza also, und anschließend seinen chromblitzenden Monstergeländewagen in der Autowäscherei »divino niño«, »Göttliches Kind«, polieren lassen. Dann geht es in eines von dutzenden funkelneuen »centros comerciales«, das sind Einkaufszentren vom Format eines Flughafens, weitere Hunderte befinden sich im Bau, wobei sich die Frage stellt, wer all die Luxusartikel zu höheren Preisen als in Deutschland kaufen soll (die Geländewagenklientel dürfte wohl noch nicht ausreichen).

Sehr katholisch waren auch Pablo Escobars* Killer und baten dereinst an einem Madonnenaltar hier in der Nähe um eine ruhige Hand und gutes Gelingen. Wobei

Killer hier meist »alemanes«, Deutsche, genannt werden. »No lo digas así« – »Sag das besser nicht«, sagte mein Freund Pato, als ich mich als »Maternus, el alemán« vorstellte. Doch nicht alle Kolumbianer denken bei Deutschland nur an Hitler und Massenmord: Neulich sprach mich eine »Rothaut« namens John in der Fußgängerzone in Bello an: »Du bist Deutscher, stimmt's?«, und zwar in glasklarem Deutsch. Wir unterhielten uns fast zwei Stunden über Goethe, Nietzsche und den Winter. John ist Alkoholiker und geht nie ohne Flasche aus dem Haus, hat dreizehn Jahre in Kaltland verbracht, zwei erwachsene Töchter mit einer Deutschen und lebt jetzt vom Zeichnen von Porträts und dem Verkauf von Ölgemälden. Die deutschen Winter haben ihm eine chronische Depression eingebracht.

Auf Pablo Escobars Grab steht ein Zitat von ihm: »Wenn Du einen guten Menschen siehst, dann ahme ihn nach. Siehst Du einen schlechten, dann erforsche Dich selbst.«

Das gibt zu denken.

Insgesamt fühle ich mich recht wohl hier. Die kolumbianische Gesellschaft ist sehr jung und lebendig (Durchschnittsalter 26, in Deutschland 42, doppelt so hohe Geburtenrate wie in Deutschland, nicht wenige beginnen die Fortpflanzung mit Eintritt der Geschlechtsreife – trotz oder wegen des Katholizismus) und man stirbt auch leichter als in Deutschland (was eine angenehme Angstfreiheit mit sich bringt: Kindersitze sind weitgehend unbekannt und auch den Sicherheitsgurt benutzt man nur selten). Ein demografisches Problem gibt es hier also nicht. Man muß nie heizen, Obst und Gemüse wachsen quasi von alleine und ein ordentliches Haus bekommt man für den Kaufpreis eines Kleinwagens.

Im Januar muß ich zum DAS, das ist das »Departamento de Seguridad Administrativo«, die kolumbianische Sicherheitspolizei. Das hört sich übel an, muß aber sein, denn ich brauche eine Verlängerung des Visums, und die bekomme ich nur nach Beibringung eines Stapels von Dokumenten und Kopien, von vier Paßbildern, Fingerabdrücken und nach Angabe der Blutgruppe (für den Fall der Fälle und wenn es schnell gehen muß). Geschossen wurde auf mich noch nicht, denn man wertet hier die Barrios mit Seilbahnen, Bibliotheken, Schulen und »Versöhnungstischen« auf und das mit beeindruckendem Erfolg. An einer Kirche hängt eine Liste mit Mordopfern (kurioserweise ist dort auch jemand mit dem Namen »Weimar« verzeichnet), doch sie wird nur noch langsam länger.

Maternus Millett

* Pablo Escobar (* 1949; † 1993): Kolumbianischer Drogenbaron, der über zwei Jahrzehnte große Teile des internationalen Kokaingeschäftes kontrollierte. Bekannt war er vor allem durch seine Skrupellosigkeit (hunderte von Auftragsmorden gehen auf sein Konto).





Foto: Patrick Richter

suhl 2010: kulturhaus abgerissen!

»Wenn die Sonne der Kultur tief steht, werfen selbst die Zwerge lange Schatten«, prophezeite seinerzeit schon Karl Kraus, der österreichische Kritiker, Satiriker, Essayist und Dramatiker.

Am 7. Oktober vor zwei Jahren ist das ehemals gleichnamige Kulturhaus der Stadt Suhl 50 Jahre alt geworden. Zusammen mit der *Stadthalle der Freundschaft* in Sichtweite bildete es 30 Jahre lang das kulturelle Zentrum Südthüringens. Nach der Wende zum *Haus Philharmonie* umbenannt, wurde das Bauwerk nach und nach in seiner Funktion beschnitten und dringend notwendige Investitionen zum Erhalt schlitterten in andere Maßnahmen. Zum Beispiel in den Umbau der *Stadthalle der Freundschaft*, der nach mehreren Skandalen 1995 im neu errichteten *CongressCentrum* (CCS) gipfelte. Gerade das CCS stellt damals wie heute eine alptraumhafte Schablone des in der Nachwende-euphorie durch Politiker und Wirtschaftslobbyisten geschürten bauwirtschaftlichen Größenwahnsinns in Ostdeutschland dar. Die dadurch entstandene unmittelbare Konkurrenzsituation führte in der Folge dazu, daß das Kulturhaus mehr und mehr ein Schattendasein fristete und baulich verfiel. Schließlich muß die Stadt Suhl Jahr für Jahr cirka vier Millionen Euro für das CCS berappen und dafür anderswo, zum Beispiel an den freiwilligen Leistungen im Kultur-, Bildungs-, Jugend- und Sportbereich, kürzen.

Trotzdem wurde das Kulturhaus bis zuletzt jährlich von Zehntausenden Menschen genutzt. 6.000 Quadratmeter Fläche für Kultur, Kunst und städtische Vereine, für Menschen und für Kommunikation. Mit

fadenscheinigen Begründungen und kommunalpolitisch schwer zu durchschauenden Schachzügen im Verborgenen, wurde aus Sicherheitsgründen zuerst die große Theater-Drehbühne gesperrt, weil angeblich der schwere Vorhang plötzlich zu schwer geworden war. Kurze Zeit später mußte der überregional bekannte Klangkörper *Thüringen Philharmonie* seine Heimstatt verlassen und ins irgendwie hohl klingende *CongressCentrum* »umziehen«. Eine letzte Chance, das Kulturhaus seinem eigentlichen Zwecke zuzuführen, vergaben die Stadtväter Mitte der 90er Jahre, als ein privater Investor das bestehende Kino im Kulturhaus ausbauen wollte.

Und nun? Nun wird das Kulturhaus teilabgerissen und umgebaut. Ein »Haus der Wirtschaft« soll es werden, teilfinanziert von der vergleichsweise winzigen Industrie- und Handelskammer (IHK) Südthüringen in spannender Symbiose mit einer rasant schrumpfenden Stadt. Um die 14 Millionen Euro sollen investiert werden. 35 Prozent teilen sich die beiden unterschiedlich solventen Bauherren. Etwa drei Millionen müssen also aus der permanent klammen Stadtkasse abgezweigt werden. Der Rest sind Städtebaufördermittel. Der Umbau soll 2013 vollzogen sein. Bühnenhaus, Saalbau und Westflügel weichen einem viergeschossigen Neubau aus Glas, Stahl und Beton, welcher sich garantiert nicht von den hunderten

anderen Zweckbauten unterscheidet, die seit den letzten zwanzig Jahren die ostdeutschen Provinzen zupflastern. Stehen bleibt allein das denkmalgeschützte Portalgebäude des Kulturhauses mit den markanten Säulen. Bei dem Bauvorhaben handelt sich um die größte Städtebaumaßnahme in Thüringen im Jahr 2010. Da kann man nicht einfach zurück. Da muß man jetzt durch, so wie seinerzeit schon beim CCS.

Kritiker des Vorhabens bemängeln, daß die veranschlagten Kosten mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht ausreichen werden. Außerdem behaupten sie, daß sich die IHK im Zuge der unabdingbaren Gebietsreform, die wie ein hungriger Adler über den Städten und Gemeinden Südthüringens kreist, eine fundamentgewordene Daseinsberechtigung schafft, die spätere Strukturänderungen unmöglich macht. Aber den größten Konflikt sehen die Kritiker im emotionslos ablaufenden Vorgang des Abschaltens von funktionierender Kultur. Wie als würde eine brennende Glühbirne auf den Boden gedroschen, damit sich die Finsternis über Scherben legen kann, die vorher gar nicht da waren.

So wurde auch das Licht im Kulturhaus ausgeknipst. Zum Jahresende 2009 lud ein ortsansässiges Eventunternehmen zur »Abschiedsparty« ein. Weihnachtstanz mit Musik aus der Konserve mit den »Sexy Weihnachtsgirls« Gloria und Black P'Earl, Hits aus den 70er und 80ern, Cocktails und Bier an zwei Theken. Wie muß sich da das Kulturhaus gefühlt haben, wenn man es personifizierte? Das Haus, in dem sich in den wirklichen 70er und 80ern die Stars der nationalen und internationalen Kunst- und Kulturszene die Klinke in die Hand gaben. Unter ihnen Inge Meysel, Manfred Krug, Reinhard Lakomy, Marcel Marceau, das Opernhaus Leningrad, der Thomanerchor, die New-Orleans-Jazz-Syncopators oder Spejbl und Hurvinek. Auch nach der Wende konnte sich das künstlerische Portfolio des Kulturhauses sehen lassen. Heinz-Rudolph Kunze, Erich Loest, Eva-Maria Hagen, Günther Wallraff, Rolf Hochhuth oder Volker Braun – sie alle waren begeistert vom mondänen Charme des Hauses, in dem jede Ecke nach Kunst und Kultur roch.

Neben der IHK werden nun das Magazin des Waffermuseums sowie das Archiv der Stadt Suhl ins umgekremelte Haus einziehen. Und ein Großteil der vielen Kulturvereine, die einmal ihren Sitz im Kulturhaus hatten, sind in ein ehemaliges Schulgebäude »umgesiedelt« worden. Städtische Kultur soll von nun an konkurrenzlos im *CongressCentrum* stattfinden, doch die Miete dort kann sich kaum ein städtischer Verein leisten. Offizielle Versprechungen über geplante Zuschüsse aus dem Haushalt der Stadt sind bislang nichts weiter als heiße Luft. Und die Chefin des *CongressCentrums* fährt übrigens jeden Abend nach getaner Arbeit nach Erfurt. Dort wohnt sie, denn da gibt es wahrscheinlich noch genügend Kultur zum Leben!

Den 50. Geburtstag des Kulturhauses im Jahr 2008 hat traurigerweise niemand bemerkt. Erst ein Jahr später erinnerte man sich im Anzeigenblatt »Wochenspiegel« wehmütig an das vergessene Jubiläum und grub all die alten, schönen, denkwürdigen und historisch bedeutsamen Geschichten aus, die einst im und vom Kulturhaus 7. Oktober und seinen Protagonisten geschrieben wurden. Bleibt nur zu hoffen, daß die Sonne der Kultur in Suhl nicht gänzlich untergeht.

Sandra Holst



Foto: Patrick Richter



status quo vadis.

In Jena soll ein Beirat Soziokultur entstehen, um Jugendarbeit, Kulturarbeit und Verwaltung besser zu vernetzen. hEFt sprach mit Ingo »Inge« Fritsche vom Caleidospheres e.V. über seine Arbeit als Vernetzer und Dolmetscher im Bereich Soziokultur.



Foto: LAG Soziokultur

Kannst du dich bitte kurz vorstellen? Ich bin Ingo Fritsche, ich komme aus Jena und bin Vorsitzender des Caleidospheres e.V. Solange wir noch über unser Objekt am Jenaer Westbahnhof verfügten, war ich im Haus für die Verwaltung der Probe- und Atelierräume, der Studioräume und auch für die Verwaltung der Spielstätte an sich zuständig. Ich hab die Veranstaltungen auf unserer Spielfläche im Sommer organisiert, war für die Kommunikation mit Veranstaltern und Kulturschaffenden zuständig.

Du setzt dich mittlerweile auch für die Gründung des sogenannten Beirats Soziokultur in Jena ein. Was macht deine Arbeit in diesem Rahmen aus? Seitens der Stadt Jena besteht das Interesse, einen engeren Zusammenschluß von Jugendarbeit und Kulturarbeit herzustellen. Der Gedanke wurde von Jugendamt und Stadt an verschiedene Träger der Stadt Jena herausgegeben und aus diesen Trägern heraus haben sich jetzt fünf Vertreter zusammengefunden, die sich zusammengesetzt und überlegt haben, was könnte so einen Beirat Soziokultur ausmachen.

Wer genau ist bei diesen fünf vertreten? Im ganz kleinen Kreis vertreten sind bisher der Rosenkeller, der offene Kanal Jena, das Kassablanca Jena, JenaKultur, der Jugendamtsleiter – und wir, also der Caleidospheres e.V.

Wodurch entstand der Impuls zur Gründung und welche Ziele setzt ihr euch? Fangen wir jetzt mal bei Projekten an: Es gibt ja Projektideen und Kulturprojektideen. Bisher mußte man sich entscheiden, will man etwas für Kinder oder Jugendliche machen, dann konnte man mit dem Antrag ans Jugendamt herantreten. Oder will man was Kulturelles machen – dann mußte man zu Jenakultur. Eine Schnittmenge gab es, nach Rechtslage, dazwischen nicht. Ein Ziel ist es also, zwischen diesen beiden Bereichen zu vermitteln, und ein zweites, Informationen einerseits darüber, was es überhaupt für Projekte gibt, was der Inhalt dieser Projekte ist, besser fließen zu lassen und andererseits auch aufzuzeigen, wo man Unterstützung für Träger, Projekt- und Ideengeber finden kann.

Wie soll die konkrete Arbeit aussehen? Man trifft sich ein Mal im Monat und setzt sich zusammen und bespricht Belange der verschiedenen Vereine, was es für Projektideen gibt, welche Probleme auftreten. Man kann Projektideen vorstellen und sich Hilfe für die Umsetzung geben lassen, an andere Vereine herantreten und sich Unterstützung holen. Also Vertretungsaufgaben für Kulturprojekte und natürlich auch, als Beirat dann auch im Kulturausschuß angehört zu werden, wenn es wirklich darum geht, daß soziokulturelle Projekte in Jena stattfinden. Die wenigsten Politiker, die über unsere Projekte entscheiden, bewegen sich ja in unserem soziokulturellen Umfeld. Sie lesen über die Projekte nur anhand des Konzeptes und das war's. Der Umgang mit Entscheidungen auf dieser Grundlage ist schwierig. Deswegen der Beirat Soziokultur, oder vielmehr die Interessengemeinschaft Soziokultur, damit der Kulturausschuß den Beirat einberufen kann, um fragen zu können, was die hier überhaupt machen. Eine Dolmetscherfunktion also.

Aus wie vielen Personen bzw. Trägern soll der Beirat dann bestehen? Bisher sind viele Vereine aus Jena angeschrieben, die im kulturellen Bereich etwas machen. In der letzten Runde waren das über zwanzig Vereine, die bei der ersten Vorstellung des Beirats Soziokultur anwesend waren. Wir wollen ja in erster Linie die Interessen, die die Soziokultur in Jena hat, bündeln,

um dann mit Vertretern, die noch gewählt werden müssen, an die Öffentlichkeit zu treten.

Also Interessenten sind da, die Beschlüßvorlage ist da – aber wie weit ist der Prozeß? Ein Schreiben ist jetzt an die Fraktionen der Stadt Jena gegangen. Die Fraktionen konnten sich bei uns melden und die Beschlüßvorlage schon einmal durchlesen und Fragen an Vertreter von uns stellen. Dann ging es noch mal durch den Jugendausschuß und die Rechtsabteilung Jena hat sich mittlerweile auch noch mal mit diesem Schreiben befaßt. Es gab einige strittige Themen. Zum Beispiel hat man sich an der Formulierung »Beirat Soziokultur« gestört, weil es diese Rechtsform so nicht geben kann. Letztens haben wir uns in einer kleineren Runde noch mal getroffen und gesagt, dann nennen wir es Interessengemeinschaft. Letztlich ist uns die Wortwahl egal, es kommt auf den Inhalt an.

Also ein Punkt war, daß man sich an der Rechtsform gestoßen hat, was waren die anderen? Es ging noch mal darum, wie viele Mitglieder berufen werden können aus diesem Beirat heraus. Der Beirat soll ja in verschiedenen Ausschüssen gehört werden und es gibt verdammt viele Ausschüsse in Jena, in denen sich Politiker und Bürger der Stadt Jena beteiligen können. Ein neu gegründeter Beirat Soziokultur – oder eine Interessengemeinschaft Soziokultur – bedeutet, es gibt einen neuen Ausschuß und wieder sehr viel Arbeit. Auf politischer Ebene möchte man schon gerne wissen, mit wie vielen Leuten man es dann zu tun hat, wer im Beirat ist, wer die Mitglieder sind, wer als Interessenvertreter gewählt wurde.

Sieht also noch nicht so aus, als würde es bald losgehen? Noch nicht ganz. In die Beschlüßvorlage wurden jetzt die Änderungen und Festlegungen eingeschlossen, die an uns herangetragen wurden. Es hat noch ein Treffen mit der Rechtsabteilung der Stadt Jena stattgefunden. Ein paar Streitigkeiten wurden aus dem Weg geräumt und wir hoffen, daß das ganze im Januar an den Stadtrat herangetragen und dann entschieden wird, daß es eine Interessengemeinschaft Soziokultur geben soll.

Für wen ist eine Interessengemeinschaft Soziokultur dann Interessenvertreter? Da sind erst mal alle angeschrieben worden, die Interesse daran haben könnten, ihre Arbeit zu bündeln. Uns es geht letztendlich darum, so würde ich mir das jedenfalls vorstellen, daß man eine Verknüpfung zwischen den bestehenden Jugendclubs und Zentren und der freien Szene in Jena besser hinbekommt, daß man auch die Verknüpfung der Freien Szene mit der Stadt Jena besser hinbekommt.

Also eine ganz zentrale Aufgabe der Interessengemeinschaft Soziokultur wäre Vernetzungsarbeit. Ja – die es zwar im kleinen Bereich schon gibt. Die Vereine in Jena sind untereinander alle schon mehr oder weniger vernetzt, man kennt ja fast alle. Das ist nicht bewußt gemacht, das schöpft sich eher aus dem Bekannten- und Freundeskreis. Man lernt sich zwar kennen, aber schlußendlich sind es doch immer nur zwei, drei Vereine. Wie gesagt, wir saßen mit über zwanzig Vereinen an diesem ganz großen Tisch und da war es sehr interessant zu sehen, okay, die Bewegungsküche in Lobeda gibt es auch noch! Ich sehe die nicht allzu oft – man hat zwar oft davon gelesen und wollte auch schon immer einiges zusammen machen. Aber erst, wenn man die Leute endlich mal wieder physisch vor Augen hat, dann weiß man, mit wem man es zu tun hat und was man zusammen machen kann, was die überhaupt anbieten. Klar, man kann sich auch im Internet sachkundig machen, aber im persönlichen Gespräch ist es viel leichter, die Verknüpfung herzustellen.

Wie könnte denn ein Beispiel für die Arbeit der Interessengemeinschaft Soziokultur aussehen? Einer unserer Vereinsmitglieder hat neulich ein schönes Beispiel aus Stuttgart »mitgebracht«. Ein Verein hatte eine Projektidee – und da man diese Idee in den meisten Fällen nicht allein umsetzt und auch eine Zusammenarbeit mit anderen Vereinen anstrebt und da entsprechende Leute kennt, die das basteln können, da sind die Leute aus Stuttgart an die anderen Vereine herangetreten und haben gesagt: »Paßt mal auf, wir haben hier eine Projektidee, wir würden euch gerne mit ins Boot nehmen. Wer hat Interesse, an diesem Projekt mitzumachen? Könnt ihr eigene kreative Ideen mit einbringen in dieses Projekt?« Schlußendlich wurde das dann präsentiert als Gesamtprojekt. Das heißt, viele Vereine haben miteinander gearbeitet, und das ist auch eine Grundversion, die in unserem Kopf ist. Das haben wir mit dem Caleidospheres auch mit unseren Projekten gelebt. Allein können wir zwar auch einiges schaffen, aber gemeinschaftlich ist viel mehr zu erreichen. Deshalb dieser Vernetzungsgedanke – der ist bereits in uns drin, der lebt ja schon, der funktioniert ja schon! Aber eben nur im kleinen Bereich. Den Anschluß zu kriegen an einen größeren Bereich, das ist unser Ziel.

Vielen Dank für das Gespräch.

Interview: Heike Fröhlich



Jedes Jahr das gleiche Spiel - im Herbst ist Deutschland in Gefahr. Nach Rinderwahn, Vogel- und der letztjährigen Schweinegrippe werden dieses Mal wieder viele Opfer befürchtet. Doch während ganz Deutschland bis zum Anschlag die Angst am Glühweinstand wegtrinkt, ist Ventil e. V. aktiv geworden.

Wir sind dran am Terrormann!

Eigentlich wird ja regelmäßig daran erinnert, dass es auch in Deutschland mal krachen kann. Doch jetzt ist die Terrorgefahr so groß wie nie. Und die Hinweise sind so konkret wie nie: Irgendwann in den nächsten Monaten könnte irgendwo ein Anschlag von irgendeinem Moslem (bärtig) verübt werden. Zum Beispiel auf Weihnachtsmärkten in mittelgroßen Städten, in Zügen oder an anderen Orten mit vielen Menschen. Unser Innenminister De Maizère bat die Bevölkerung um Mithilfe: „Achten Sie auf herrenlose Taschen und seltsames Verhalten“. Dieser Aufforderung ist Ventil e.V. natürlich gefolgt. „Wir haben uns in den letzten Jahren ein wahres Heer an aufmerksamen Personal zusammengestellt“, weiß der Pressesprecher von Ventil e. V., Karl Schleifer. „Diese sogenannten Schläfer sind ehemalige Langzeitarbeitslose, welche jahrelang das Herumstehen und Beobachten geübt haben. Als der Minister um Hilfe bat, haben wir natürlich sofort reagiert und hunderte Beobachtungsposten auf Weihnachtsmärkten, Bahnhöfen und in Zügen eingerichtet!“ Und das mit Erfolg. Bis Mitte Dezember konnten bereits 71 auffällige Personen dingfest gemacht werden. „Ich denke, dass wir bis Silvester die 100 schaffen werden“, meint Schleifer. Natürlich sind jederzeit Menschen mit Zeit willkommen, welche die eine oder andere Schicht am Glühweinstand übernehmen können. Als kleines Dankeschön gewinnen die 10 erfolgreichsten Beobachter eine 4-tägige Reise mit Verteidigungsminister zu Guttenberg ins Heimatland des Terrors Afghanistan – natürlich mit PartnerInnen. Interesse? Dann sofort melden bei:



Dieser verdächtige Mann wurde auf dem Erfurter Weihnachtsmarkt gesichtet. Auffällig: der Bart (Islamist), ein großer Sack mit Paketen drin (Bomben), breiter Gürtel über dicken Bauch (Sprengstoffgürtel), Herkunft vom Walde draußen (Terrorcamp). Beim Versuch, ein fremdes Kind anzusprechen (Geiselnahme) konnte er von unseren Spezialisten überwältigt werden. Die Polizei vermutet jedoch, dass er kein Einzelgänger ist. Also Augen auf!!!



Erfolg: Dieser unauffällig wirkende Fremde stellte im Regionalexpress nach Arnstadt einen (verdächtigen) Koffer ab, um dann nervös an einer Fernbedienung zu spielen. Zum Glück konnten unsere Kämpfer eingreifen und schlimmeres verhindern. Der Mann wurde in Neudietendorf der Polizei übergeben.

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt

matthias denkt, wir fühlen.

Nur die Mafia ist noch erfolgreich auf dem verwahten kapitalistischen Markt. Der Rest des improvisierten Verbrechens leidet daran, daß diejenigen, die denken, zu blöd sind, und diejenigen, die fühlen, ihren moralischen Ansprüchen zum Opfer fallen. Von Paolo Fusi

Matthias denkt, er sei unglaublich schlau. Er kommt aus einem klitzekleinen westfälischen Dorf und arbeitet als Sicherheitsbeauftragter einer Versicherung. Er hat dementsprechend die Kontrolle über alle delikatsten Vorgänge der Firma. Unter anderem kennt er den Code des Panzerschrankes. Anfangs benutzt er diese Zahlen, um seinen Lohn ein wenig aufzubessern: 100 Euro hier, 200 Euro da, immer darauf achtend, daß es keiner merkt. Nebenbei agiert er als Schmuggler, zusammen mit einem Rechtsanwalt, der für eine große Steuerberatungsfirma als Steueroptimierer arbeitet. Also einer, der dafür sorgt, daß die Gewinne nicht zum Finanzamt, sondern ins Ausland geschafft werden. Den Steueroptimierer nennen wir Christian. Er ist ein Freund und ferner Verwandter von Matthias.

Christian organisiert Schmuggelfrachten aus und für Rumänien und Bulgarien: Zigaretten, Schnaps, Schuhe, alte Autos, Giftmüll. Matthias sorgt für die Sicherheit und verwendet Papiere aus der Versicherungsfirma, um die Transporte sauber erscheinen zu lassen. Sie kassieren beide gut und denken, niemand sei so schlau wie sie. Matthias denkt sogar darüber nach, die Alimente für seine Ex-Frau zu sistieren. Die taumelt derweil mit einem jüngeren Dorfsproß herum und vernachlässigt die gemeinsame Tochter. Wenn er nur genug Kohle auf einen Schlag bekäme, dann gäbe er seinen Sicherheitsjob auf und machte sich samt Tochter auf die Socken.

Matthias denkt, daß Deutschland völlig verseucht sei. Der Dorfsproß, ein lustiger Prolet, der selbstvergesen durch die Gegend gondelt, hat ihm seine Frau ausgespannt, weil er ihr bei einer TV-Sendung eine Rolle als Schauspielerin verschaffte. Der Dorfsproß ist Beamter bei der Stadtverwaltung. Deshalb kann sich Matthias nicht an ihm rächen. Seine Ex-Frau, nennen wir sie Gudrun, findet den Jungen saftig, schön und belesen. Er fährt BMW und hat ihr sogar ein Buch von Ulrich Wickert geschenkt. Kultur pur! Diese Schwuchtel, denkt Matthias, stehlen unsere Frauen, weil sie keine Mütter mehr

sein wollen und zu viel Glotze in ihre Hühnchengehirne einziehen. Im Osten, denkt Matthias, ist die Welt noch in Ordnung. Ein Mann ist ein Mann, die Frau schlägt gelegentlich die Beine auf, hält sonst die Klappe und zieht die Kinder groß.

Christian denkt anders: Er sagt, eine Frau müsse schlau sein, eine Stütze des Mannes, auch im Beruf. Er kennt eine Frau aus Rumänien, nennen wir sie Beatris, die in Bukarest als Staatsbeamtin Karriere machte, weil sie großzügig zu ihren Vorgesetzten war und nach und nach bewies, daß sie die Arbeit besser erledigte, als ihre ehemaligen Chefs.

So eine Frau liebt tatkräftige und entschlossene Männer, ist schlau, zuverlässig und loyal. Gemeinsam mit ihr Pferde zu stehlen, ist nicht nur schön, sondern eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen.

Christian und Beatris hatten etwas miteinander. Doch Christian war Beatris zu weich. Beatris' erste Begegnung mit Matthias hingegen änderte das Leben der beiden. Liebe auf den ersten Blick. Beatris erklärt Matthias, wie er seinen Coup durchziehen und nach Rumänien flüchten soll. Wie er vermeiden kann, daß die Polizei ihn verdächtigt oder sogar einsperrt, und wie er seine Tochter in Deutschland lebenslanglich mit Geld versorgen kann. Matthias kündigt und stiehlt der Firma auf einen Schlag 5,6 Millionen Euro. Er springt ins Auto, fährt in sein Dorf, wo er das Geld in zwei Taschen verstaut. Die eine Tasche fährt mit Christian nach Luxemburg, wo er das Geld auf das Konto einer Panamaischen Gesellschaft einzahlt, die in Rumänien zwei Fitneßstudios aufmacht. Die andere Tasche fährt mit Matthias nach Bukarest. Er gibt das Geld Beatris, sie legt es in einem Dutzend Firmen an.

Wir fühlen die Verwirrung der deutschen Polizei nach. Nachdem die Versicherungsfirma zu dem Schluß kam, daß nur Matthias das Geld geklaut haben kann, verbringt die Polizei zwei Jahre damit, nach ihm zu wühlen. Vergeblich. Matthias scheint sich in Luft verwandelt zu haben. Die Polizei befragt weder die Tochter noch Christian (sie ahnen nicht, daß die beiden was zusammen



drehen). Nur Gudrun wird befragt und behauptet, Matthias sei so blöd, daß er das Geld bestimmt im Garten vergraben habe. Die Bullen machen sich ans Graben, für Wochen, finden aber nichts. Es ist die Versicherung, die Matthias findet und der Polizei verrät, wo er steckt. Denn Matthias bezahlt seine Krankenkasse immer noch über die Firma, und zwar von einem Konto in Rumänien. Eine Anfrage der Versicherung bei der rumänischen Bank (die mehrheitlich der Deutschen Bank gehört) bringt binnen Sekunden die Lösung des Rätsels.

Matthias wird verhaftet und nach Deutschland ausgeliefert. Er gesteht, bekommt drei Jahre, sitzt schweigend. Das Geld, sagt er, sei weg, jemand hätte ihn auf dem Weg nach Rumänien bestohlen. Niemand hinterfragt das. Nicht mal Gudrun, obwohl sie keine Alimente mehr bekommt und deshalb vom Dorfsproß, der mit davon lebte, wegen einer jüngeren Stadtcoiffeuse verlassen wurde. Gudrun kehrt in ihr altes Haus zurück. Sie lebt nun vom Geld der Tochter. Die ist zwar arbeitslos, scheint aber ziemlich wohlhabend zu sein: zwei Autos, Urlaub auf Mallorca, Schäferhund, teure Klamotten, fährt immer wieder nach Rumänien, um Schönheitseingriffe zu erleiden. Niemand schöpft Verdacht, alle warten darauf, daß Matthias aus dem Knast kommt und mit seinem Verhalten verrät, wo er das Geld vergraben hat.

Matthias denkt wohl, er muß aufpassen. Beatris läßt ihn wissen, er dürfe nicht sofort nach Bukarest zurück, denn sonst wäre sogar die deutsche Polizei schlau genug, um zu verstehen, was mit dem Geld geschehen ist. Beatris erweist sich als loyale Partnerin: Sie zahlt nach wie vor auf das Konto von Matthias' Tochter. Nach drei Jahren wird Matthias aus dem Gefängnis entlassen und kehrt nach Hause zurück, wo er als heiterer arbeitsloser Nichtsteuerer lebt. Offiziell von der Kohle seiner Tochter. Er versöhnt sich mit seiner Frau. Matthias denkt wohl zu wenig, oder?

Wir fühlen, daß Beatris nervös werden könnte. Vor allem, nachdem die Fitneßstudios von der Rumänischen Polizei geschlossen wurden, weil diese ohne jegliche Lizenz Wundermittel vertreiben, die von Impotenz bis Krebs alles heilen sollen. Beatris streitet sich mit Christian, droht ihm, Matthias zu melden, weil er den gemeinsamen Traum einer baldigen Wiedervereinigung zerstöre, indem er die Polizei auf sie aufmerksam mache. Wir fühlen, wie die verzweifelte Frau merkt, daß Matthias nicht so heftig und prompt reagiert, wie sie das erwartet hatte, als sie ihm den Befehl übermittelte, Geld oder Blut aus Christian herauszupressen. Sie ist enttäuscht.

Beatris denkt mehr als Matthias. Sie will Rache, aber ohne Risiko. Verpfeift sie Christian oder Matthias, dann ist sie wegen Geldwäscherei dran. Hört sie auf, Geld nach Deutschland zu schicken, könnte Matthias durchdrehen und etwas Blödes anstellen. Sie reist nach

Bielefeld und verbringt eine Nacht mit Christian. Nachdem der weichbegattet wurde, macht sie ihm einen Vorschlag: Er könne das Geld haben, was sie für Matthias in Rumänien angelegt hat, wenn er dafür sorgt, daß Matthias wieder in den Knast muß. Er bekäme dann nicht nur das ganze Geld, sondern auch sie.

Christian fühlt, er will die Frau nicht. Sie ist ihm zu schlau, zu stark, zu entschlossen, irgendwie zu männlich. Beatris fühlt, sie wird Matthias büßen lassen, wenn sie sich vor seinen Augen von Christian verwöhnen läßt. Wir denken, Beatris sollte einfach einen neuen Mann in Bukarest finden und weiter das Geld an Matthias zahlen. Geschäft ist Geschäft, so denkt das organisierte Verbrechen. Das ist professionell, effizient und gewinnbringend. Alles, was mit Gefühlen verbunden ist – Liebe, Gier, Frust, Rache, Empörung, Überheblichkeit, Arroganz, Machtdurst –, macht das Geschäft kaputt.

Was passiert? Christian zeigt Matthias an und behauptet, er sei verantwortlich für die Organisation eines Prostitutionsringes in Rumänien. Christian denkt, er habe damit zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Er behauptet, Beatris sei die lokale Zuhälterin in Bukarest. Die deutschen Bullen tun wie üblich nichts, aber die Versicherung erstattet Anzeige in Rumänien. Die dortige Polizei ist ganz anders drauf: Sie verhaftet Beatris und binnen zwei Stunden überzeugt sie sie, alles zu erzählen. Somit landen Matthias, Christian, Beatris und sogar Gudrun im Knast, denn sie hat wissentlich vom Geld des Diebstahls profitiert. Sie werden dort viel Zeit zum Denken und zum Fühlen haben.

Matthias denkt, sobald er rauskommt, wird jemand dafür büßen, aber teuer. Wir fühlen nach, fragen ihn über das Verbleiben des Geldes. Jetzt, da Beatris nicht mehr am Lenkrad sitzt. Er weiß es nicht, er schaut mich verstört an, daran hat er nicht gedacht. Amateur! Wir haben uns erkundigt. Die Tochter, die wir nicht nennen möchten, weil sie die echte Mafiaunternehmerin ist, ist zur Leitung der Versicherung gegangen und hat folgendes vorgeschlagen: »Ich finde das Geld und kassiere es. Sie geben mir eine Kontonummer, wo ich die Hälfte davon einzahle. Sie vergessen den Vorfall, alle leben gut und friedlich. Keine Steuer, keine Spuren in der Buchhaltung, denn die 5,6 Millionen sind sowieso als geklaut verbucht.« Natürlich nahmen die Manager den Vorschlag an. Die Tochter hat die Kohle und damit den Coiffeure-Laden übernommen, wo das Mädchen des Dorfsprosses ihren Beruf ausübt. Sie hatte eine Affäre mit dem Dorfsproß, bevor sie den lokalen Bundestagsabgeordneten heiratete. Sie lebt nun glücklich in Berlin und wird als Offshore-Treuhänderin der CDU reicher. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute, glücklich, im kapitalistischen Sinn. Das fühlen wir ganz deutlich.











die brücke.

Von Till Bender

Dennis und Marie hielten Wache. Sie hatten sich hinter einem dichten Ilex-Busch postiert und spähten den Waldweg hinauf, die Kapuzen ihrer olivgrünen Parkas tief über die Augen gezogen. Sie konnten den Weg bis zu der Anhöhe im Schatten der Kastanie einsehen. Wer dort auftauchte und den Weg herunter kam, den sahen die beiden mindestens zwei Minuten, bevor er den Waldrand erreichen und freie Sicht über die Kuhwiese haben würde. Das reichte auf jeden Fall.

Sie fühlten sich mächtig wichtig. So wichtig, wie man sich nur fühlt, wenn man weiß, daß sich die eigenen Kameraden darauf verlassen, beim ersten Anzeichen von Gefahr von einem gewarnt zu werden. Und wenn man zwölf Jahre alt ist.

Dennis hatte vorgeschlagen, sich die Gesichter zu schwärzen. Mit Matsch oder so. Marie fand das nicht nötig.

Die Kameraden waren andere Dorfkinder. Vor wem die rechtzeitig gewarnt werden mußten, das war der Mann, zu dessen Hof der Waldweg führte: Bauer Gruber. Er war ihr Feind. Und auch von den Erwachsenen konnte ihn kaum jemand leiden. Er war sehr reich und kam sich mächtig wichtig vor. Den meisten Leuten ging er mit seinen Gutsherrenmanieren enorm auf die Nerven. Zu seinem Besitz gehörten ausgedehnte Weide- und Ackerflächen in der Gegend und ein großes Stück Wald.

Gruber duldete nicht, daß irgendwer unbefugt sein Land betrat. Und seit letztem Jahr gehörten zu seinem Land auch die Kuhwiese hinter dem Waldrand, der daran grenzende Acker, hinter dem sich der Rest von Grubers Land erstreckte, und der Bach, der zwischen Acker und Wiese floß. Und natürlich die Brücke über dem Bach.

Die war einer der Lieblingsspielplätze der Dorfkinder gewesen. Als sie vor zwei Wochen trotz Grubers ausdrücklichen Verbots dort in dem Bach aus Stöcken, Zweigen und Steinen aus dem Bachbett einen Staudamm bauten, rief Gruber die Polizei. Er soll enttäuscht darüber gewesen sein, daß die Beamten die Kinder einfach

nur nach Hause schickten, ohne daß ihre Eltern irgendwelche Verwarnungsgebühren hätten zahlen müssen.

Am Wochenende hatten zwei von den Älteren, Torben und Mirko, »Zwei glorreiche Halunken« im Fernsehen gesehen. Da kam auch eine Brücke vor: An einem Fluß liegen sich die Nordstaatler und die Südstaatler einander gegenüber und versuchen, in einem Gefecht nach dem anderen die Brücke unter die Kontrolle der jeweils eigenen Seite zu bringen, um sich damit eine strategisch wichtige Stellung zu erobern. Jedes Mal sterben dabei haufenweise Soldaten. Bis Tuco und der Blonde auftauchen und ein betrunkenener Befehlshaber ihnen von seiner Überlegung vorlallt, die einzige Methode, diesem Wahnsinn ein Ende zu machen, wäre, die Brücke zu sprengen – dann gäbe es nichts mehr, weswegen man sich gegenseitig massakrieren müsse. Aber ein Soldat dürfe so etwas natürlich nicht machen, auch auf keinen Fall vorschlagen, eigentlich nicht mal denken, »schschweres Vabrejñ«.

Da den beiden glorreichen Halunken das ganze Militär vor Ort sowieso hinderlich bei der Ausführung ihrer eigenen Pläne ist, lassen sie sich die Idee einleuchten, bringen ein paar Dynamitladungen an und jagen die Brücke in die Luft.

Die beiden Jungs kamen unabhängig voneinander, möglicherweise leicht berauscht von der mitempfundenen Entschlossenheit der Filmhelden, zu derselben Interpretation dieser Sequenz und waren am nächsten Morgen begierig, jeder dem anderen »seine« Idee vorzutragen: Wenn Gruber und die Kinder beide die Brücke wollten, mußte die Brücke weg. Gruber würde das ärgern, die Kinder würde das freuen.

Sprengen kam aber nicht in Frage. Zu gefährlich.

Torben und Mirko kannten die Brücke zwar in- und auswendig, hatten sie aber noch nie unter dem Aspekt ihrer Zerstörbarkeit betrachtet. Im Schutz der Dämmerung schlichen sie hin und untersuchten sie gründlich. Die Konstruktion war denkbar simpel: Zwei kräftige Stämme lagen parallel zueinander quer über dem Bach

Die Sandale (griech. sandálion = Riemenschuh) ist eine der ältesten Schuhgrundformen, die sich auf eine mit Riemen am Fuß befestigte Sohle beschränkt. Sie ist durch große Luftigkeit und (meist) Leichtigkeit gekennzeichnet. Sandalen haben üblicherweise keinen oder zumindest keinen nennenswerten Absatz. Die Sandale ohne oder mit sehr flachem Absatz ist

und darauf waren roh zugeschnittene, schwere Bohlen genagelt. Die Stämme waren mit ihrem vollen Durchmesser eingegraben, so daß es zwischen Bodenniveau und Brückenoberfläche so gut wie keine Schwelle gab. Die Böschung war hier etwa zwei Meter hoch, die Brücke überspannte knapp vier Meter und war etwas über drei Meter breit. Man brauchte nur in der Mitte die Stämme durchzusägen, dann würde die Brücke unter ihrem eigenen Gewicht einbrechen. Wahrscheinlich schon lange, bevor die Stämme komplett zersägt waren. In einer halben Stunde sollte das zu schaffen sein. Wenn man eine gute Säge hatte.

Das beste Werkzeug im Ort, das war für sie keine Frage, hatte der Anarchist. Der Anarchist lebte am Rand des Dorfes. Geographisch und metaphorisch.

Statt zu arbeiten, machte er Skulpturen aus Holz, die er auf Weihnachtsmärkten, übers Internet und durch Galerien verkaufte. Und so sah er auch aus – lange Haare, Zopf, Strickpullover. An den Füßen trug er das ganze Jahr über Jesuslatschen, im Sommer pur, bei Kälte mit dicken Socken. Außerdem spielte er Baß in einer Folkband, deren Musik, wie man seit dem letzten Feuerwehrball allgemein wußte, mit der richtigen Volksmusik aus dem Fernsehen nicht viel zu tun hatte.

Aber er war immer freundlich, hatte schon zahlreichen Nachbarn bei den verschiedensten Gelegenheiten geholfen, und irgendwie hatte man sich daran gewöhnt, einen Anarchisten im Dorf zu haben.

Zwischen seinem Haus und seiner Werkstatt stand ein großes Trampolin im Garten. Die Kinder durften jederzeit unangemeldet darauf herumspringen.

Vor dem Haus stand neben anderen, kleineren, dekorativeren seiner Arbeiten eine zweieinhalb Meter hohe groteske Holzskulptur, in der jeder im Dorf Bauer Gruber erkannte, obwohl keiner sagen konnte, woher das kam, denn sie sah ihm eigentlich überhaupt nicht ähnlich.

Torben und Mirko dachten kurz darüber nach, ob sie den Anarchisten in ihre Pläne einweihen und ihn fragen sollten, ob er ihnen eine seiner vielen Sägen ausborgen würde. Sie entschieden sich dagegen. Erwachsene waren unberechenbar, und auch wenn jeder wußte, daß der Anarchist Gruber nicht mochte, hielten sie es für klüger, sich die Säge erst mal so auszuleihen, sie nach erledigter Arbeit zurückzulegen und ihm viel-

leicht irgendwann später davon zu erzählen.

Sie waren zu sechst. Dennis, Marie, Mirko, Torben und die Kutscher-Zwillinge. Alle zwischen zwölf und vierzehn Jahre alt. Und alle hatten geschworen, daß keiner von ihnen jemals irgendwem irgendwas von der Sache verraten werde. Das machte das Unternehmen noch bedeutender.

Torben hatte kürzlich aufgeschnappt, daß der Anarchist an diesem Nachmittag mit seiner Band eine Hochzeitsgesellschaft unterhielt, eine gute Autostunde entfernt. Mirko war bei Gruber vorbeigefahren. Der Mercedes, mit dem der immer in die Stadt fuhr, stand nicht auf dem Hof. Die Luft war rein. Die Säge war schnell besorgt: Der Anarchist schloß seine Werkstatt so gut wie nie ab.

Mirko und Torben wechselten sich mit Sägen ab. Es ging schwerer, als sie gedacht hatten. Ihre Hände schmerzten trotz der gepolsterten Arbeitshandschuhe. Der stabile Holztritt, den sie mitgebracht hatten, stand nicht besonders sicher im kiesigen Bachbett, aber sie kamen voran. Langsam kamen sie voran. Nach einer Weile machten sie sich an den zweiten Stamm, in der Hoffnung, bald zu sehen, wie sich die Schnitte allmählich weiten, wenn die Struktur einzusinken beginnen würde. Doch nichts rührte sich. Die Kutscher-Zwillinge riskierten ein paar Sprünge auf der Brücke. Nichts. Sie sägten wie besessen. Fontänen von Sägespänen rissen sie mit jedem Zug aus dem Holz.

Dennis und Marie machten ihre Sache gut. Sie hatten Gruber bereits bemerkt, als seine Brust noch hinter dem Kamm der Anhöhe verborgen war. Lautlos gingen sie in Deckung und schickten, während sie sich auf dem zuvor festgelegten Fluchtweg zurückzogen, die verabredete und vorbereitete Kurzmitteilung auf Mirkos Handy.

Torben und die Zwillinge sahen Mirko erschrocken an, als es plötzlich klingelte. »Gruber kommt. Abbruch.« Los weg.«

Niemand war zu sehen, als Gruber zwei Minuten später am Gatter vor der Kuhwiese ankam. Gruber war zufrieden. In einer Stunde konnte er seinen Wagen aus der Werkstatt holen, Zeit genug, nach seinem Verdauungsspaziergang gleich noch einen Kaffee zu trinken.

Zehn Minuten später fühlten sich die Kinder vorläufig in Sicherheit. Unbemerkt hatten sie ein kleines

grundsätzlich zunächst ein Unisex-Schuhmodell. Sandalen zeigen sechs grundverschiedene Schaftvarianten, die ihren Ursprung in verschiedenen Kulturen beziehungsweise Weltregionen haben. Die Schrägriemensandale stammt ursprünglich aus Schwarzafrika, die Kreuzriemensandale aus Südamerika, die Zehenpflocksandale aus Indien, die Bäckersandale (weitgehend

Gehölz erreicht, das ebenfalls zu ihren bevorzugten – und verbotenen – Spielplätzen gehörte. Von der Brücke waren sie hierher ein paar hundert Meter weit bachabwärts geduckt durch das Bachbett gehuscht, so schnell und so vorsichtig wie möglich. Anneke Kutscher war unterwegs von einem Stein abgerutscht und umgeknickt. Sie humpelte. Mirko und Torben halfen ihr beim Weiterlaufen. Dabei behinderte die Säge Mirko so sehr, daß er sie kurzerhand unter einigen üppig über die Böschung wachsenden Ranken versteckt zurückließ.

Das war weiter kein Beinbruch. Daß der Anarchist nach der Hochzeit noch nach genau dieser Säge suchen würde, war ausgesprochen unwahrscheinlich, und morgen nach der Schule würden sie die Sache zu Ende bringen. Als sie wieder einigermaßen zu Atem gekommen waren, beglückwünschten sie einander dazu, daß das ja gerade noch einmal gutgegangen sei, und gingen heim.

Gegen Mittag war die Nachricht überall im Ort herum. Bauer Gruber lag im Krankenhaus und man hatte den Anarchisten verhaftet. Je nachdem, wer sich mit wem darüber unterhielt, handelten die Gespräche von schwerer Sachbeschädigung, Körperverletzung, von versuchtem Totschlag, von versuchtem Mord.

Natürlich interessierte sich angesichts dieser Ungeheuerlichkeiten niemand dafür, daß außerdem eine üble Magen-Darm-Sache umging – drei Kinder hatten sich in der Schule übergeben und sahen so elend aus, daß man Mirko, Dennis und Mareike Kutscher sogleich nach Hause schickte.

Gruber war am frühen Morgen mit seinem Traktor in den Bach gestürzt, als eine Brücke unter ihm zusammengebrochen war.

Er war in der verzogenen Fahrerkabine eingeklemmt, aber in der Lage, mit dem Handy den Notruf zu wählen. Ein Rettungshubschrauber landete – ein Wagen hätte ihn über die Feldwege nicht erreicht –, und das Team konnte ihn problemlos befreien. Abgesehen von dem Totalschaden am Traktor war Gruber anscheinend mit dem Schrecken und einigen Rippenprellungen davongekommen.

Jeder am Unfallort konnte sofort sehen, daß die Brücke durch zwei Sägeschnitte gezielt sabotiert und in eine perfide Falle verwandelt worden war. Die Polizei war schnell zur Stelle und die Spurensuche lande-

te einen Glückstreffer: Nach einer halben Stunde fand man eine halb unter Gestrüpp verborgene Säge. Die Experten im Labor würden sie später zweifelsfrei als das Tatwerkzeug identifizieren – Sägeblätter hinterlassen nach kurzer Zeit der Benutzung fast so individuelle Spuren wie Fingerabdrücke. Aber schon jetzt war das mehr als eine heiße Spur. Eine Säge, die nicht aus einem Baumarkt stammt, sondern ein handgefertigtes, aus Norwegen importiertes Spezialwerkzeug ist, ist mehr als eine heiße Spur.

Nach nur einem kurzen Spaziergang durch das Dorf hätte sie jeder einem bestimmten Haus zuordnen können. Der Künstler, den man im Ort den »Anarchisten« nannte, war ganz ruhig, als die Polizei bei ihm klingelte. Bereitwillig öffnete er den Beamten seine Werkstatt. Neben unzähligen anderen Instrumenten zur Holzbearbeitung befand sich darin auch ein fast vollständiges Set von sechs norwegischen Sägen für verschiedene Spezialzwecke. Eine der sechs fehlte.

Freundlich erklärte er den Polizisten, er habe keine Ahnung, wieso sie nicht an ihrem Platz sei. Er sei gestern so gegen acht von einem Auftritt nach Hause gekommen und habe seitdem sein Grundstück nicht mehr verlassen; nein, bestätigen könne diese letzte Angabe niemand, er sei die ganze Zeit allein gewesen. Man nahm ihn vorläufig fest.

Die Kinder litten. Sie dachten verzweifelt darüber nach, wie um alles in der Welt man bloß die Unschuld des Anarchisten beweisen könnte, ohne selber unausdenkbare Bestrafungen zu riskieren. Das Ganze sollte doch nur ein Streich sein und plötzlich redeten alle von Totschlag und so. Von dem Schwur gar nicht zu reden. Schließlich war es Anneke Kutscher, die als erste das deutliche Gefühl hatte, ganz dicht vor der zündenden Idee zu stehen.

Versäumen Sie nicht das nächste hEFT!

geschlossener Schaft mit schlitzartigen Durchbrüchen) wurde in Europa entwickelt und die Zehenring- bzw. Zehenstegsandale (in Form von Flip-Flops aus Kunststoff seit Beginn des 21. Jahrhunderts besonders beliebt) ist auf Ägypten und Japan (Geta, Z ri) zurückzuführen. Die Querriemensandale (bekanntes Beispiel die Gymnastiksandale) stellt auch eine Grundform der

das passieren der dinge. (Auszug)

Von Steve Kußin

Die Frau, die ihren Mann haßte und umbringen wollte, trat aus ihrem Versteck und zog dem weggetretenen Junge die Spritze aus dem Arm. Das Blut klebte an der gebogenen Nadel und die Frau strahlte über das ganze Gesicht, als sie an das langsame und qualvolle Dahinscheiden ihres Gatten dachte. Natürlich würde sie ihn mit dieser Methode länger als nötig um sich haben, aber seinem Verfall beiwohnen zu dürfen, dachte sie, war alle weiteren Mühen wert. So verließ sie die Gasse und hoffte, daß der Verworfene AIDS hatte, und außerdem, weil sie ein guter Mensch war, daß Gott sich seiner erbarmen möge. Im übrigen hatte die Frau guten Grund ihren Mann zu hassen. Nein, er hatte sie nicht geschlagen. Nein, er war ihr nicht untreu gewesen. Er hatte ihr auch keine Kinder oder Auslandskonten verschwiegen. Der Grund war schlicht und einfach der, daß sie ihn nicht mehr liebte und ihm die Schuld daran gab. Denn an ihr konnte es nicht liegen, schließlich war sie streng gläubig und nahm das »Bis daß der Tod euch scheidet« außerordentlich ernst. Sie war weiterhin gewissenhaft erzogen worden, man könnte auch sagen, daß ihre Erziehung, in der sehr viel Wert auf die Vermittlung von Verantwortungsbewußtsein und Treue gelegt worden war, allein den Gedanken absurd erscheinen ließ, sie hätte von sich aus aufhören können, ihn zu lieben.

Doch hätte man diese Frau gefragt, was genau sie an ihrem Mann störe, sie hätte keine richtige Antwort geben können. Er war liebevoll wie sonst, zuvorkommend, aufmerksam, witzig – oh, wie sie es haßte, seine Witze mit anhören zu müssen. Wie peinlich es ihr immer war, wenn sie beide in Gesellschaft waren und ihr Mann sich witzig gab, und die Anwesenden mehr aus Verlegenheit ihre schiefen Lächeln lächelten und die arme Frau, die an der Seite dieses Idioten stand, mitleidig anschauten. Dann fürchtete sie immer, von ihren Kolleginnen und Freundinnen angesprochen zu werden, warum ihr Mann so komisch sei; doch nie kam eine und sagte etwas, stattdessen standen sie in ihren kleinen Grüppchen und wurden ganz schweigsam, wenn man sich dazustellen und fingen dann gleich immer an, von etwas ganz anderem zu reden.

Doch sie mußten es gemerkt haben, sie alle, und auch er mußte es gemerkt haben, so dumm konnte man doch nicht sein, dachte die Frau. Er mußte doch merken, wie unangenehm es ihr war, wenn er sie berührte. Wie unangenehm es ihr schon war, wenn er sich bloß in ihrer Nähe befand. Sie hatte es zwar nie direkt gesagt, aber so etwas mußte man doch merken!

Darum mußte sie ihn umbringen. Es gab gar keine andere Möglichkeit. Er hatte ihre Ehe zerstört und sie durfte ihren Ruf und den ihrer Familie nicht gefährden, indem sie die Scheidung einreichte und damit an allem schuld gewesen sein soll. Es ging ihr gar nicht mehr darum, glücklich zu werden, diese Hoffnung hatte sie vor acht Jahren aufgegeben – sie wollte nur noch Rache. Auch wenn sie dabei das Risiko eingehen mußte, sich selbst anzustecken. Aber dann wäre er der Schuldige, sie alle würden ihn des Fremdgehens bezichtigen und wenn die Beschuldigungen nur lange genug anhielten, dann würde auch er irgendwann daran glauben! Sie selbst aber wäre die arme, von Liebe geblendete, unschuldige Betrogene, die ihren untreuen Ehemann, der früher stürbe, bis zum Tode pflegen und unter Tränen am Totenbett auf seine Frage antworten würde: »Ich habe dir schon längst verziehen!« Ja, das war eine Rolle, die ihr besser stünde als die jetzige.

Dann, in einem Moment höchster Erregung, so wie sie nur phantasiereiche Menschen kennen, die ausgehen, jemanden umzubringen, stach sie sich, als sie allzu sehr mit der Spritze herumfuchtelte, die Nadel in die linke Hand. Sie ließ die Spritze sofort los, doch die Nadel hing weiter in der Hand und hatte sie sogar durchbohrt. Die Frau schrie auf, als sie sah, was sie angerichtet hatte, zog sich die Spritze aus der Hand, warf sie davon, verfluchte ihren Mann umso mehr, der schuld daran war, denn seitwegen war sie hierher gekommen, und lief zur nächsten Haltestelle.

Als sie in der Notaufnahme saß und darauf wartete, behandelt zu werden, betete sie zum lieben Herrgott, den Leidgeprüften in der Gasse wenigstens vor schlimmen Krankheiten bewahrt zu haben.

Sandalen dar. Der Boden einer Sandale ist für gewöhnlich flach, kann aber ebenso mehrere Zentimeter stark sein (Plateausandale/-sandalette; Beispiel: orientalische Kapkap). Anhand der Bodenhöhe kann in einigen Kulturen Afrikas der soziale Rang des Trägers erkannt werden. Bei den Ledersandalen westlich geprägter Kulturen ist auffällig, daß sie keine Verzierungen im



abendlandschaft mit ...

... bühnenbild und pferden. Von Steffen Roye

Paul und Linus waren mit dem Tandem gestürzt, und Friedrich erzählte weiter seine abgestandenen Witze. Gunnar hatte sich in die Hand geschossen, und Friedrich erzählte weiter seine abgestandenen Witze. Da gaben Gregor und Kaspar ihm ordentlich aufs Maul, und keiner griff ein. Die Vorstellung wurde abgesagt, das Bühnenbild wurde stehengelassen, es kam ihnen plötzlich vor, als sollten sie mit bloßen Händen ein Hochhaus einreißen.

Soweit der heutige Tag.

Jetzt warteten sie, daß Elli mit dem Mercedes-Transporter zurückkam, mit oder ohne Gunnar auf dem Beifahrersitz. Sie hatten zwei- oder dreimal versucht, sie zu erreichen, aber jedes Mal war die Verbindung zusammengebrochen, sobald sich Elli gemeldet hatte. Sie war zum zweiten Mal im Krankenhaus, erst mittags wegen Paul (sie hatten gar nicht erst einen Krankenwagen gerufen) und jetzt wegen Gunnar (August hatte einen Krankenwagen gerufen, Elli war hinterhergefahren).

Inzwischen war der Himmel tiefblau, der Mond war aufgegangen, er stand anstelle einer Straßenbeleuchtung neben dem Kastanienbaum, unter dem sie ihre Tafel aufgebaut hatten. Er klebte fast an den Zweigen, als hätte jemand ihn wie eine Laterne aus dem Fenster gehängt, nächste Woche würde es Vollmond geben. Aus den Wiesen jenseits des alten Schulgebäudes, in dem sie auch übernachten sollten, jenseits des Pausenhofes mit dem Kastanienbaum stieg feiner Nebel auf. Von der Tafel waren die Schminkspiegel und Puderquasten und Kajalstifte verschwunden, Linus und Gregor hatten Teller hingestellt, doch niemand wagte, das Abendessen zu eröffnen. Sie warteten, daß Elli mit dem Mercedes-Transporter zurückkam, mit oder ohne Gunnar auf dem Beifahrersitz.

Der Tag lag in Scherben, und jeder sammelte die Scherben nach eigenem System. Maria lief noch immer grau geschminkt und mit ihrer Altherrenperücke herum, die sie selbst geknüpft hatte; der Kopf des al-

ten Narren saß auf dem Körper einer Schwangeren im siebten Monat, das weite Clowns-Kostüm konnte ihren Bauch nicht mehr verbergen. Susi hingegen hob nach dem Schuß tränenüberströmt ihr Caché vom Kopf, ein Drahtgestell mit schwarzer Spitze als Haare, riß nachlässig die Binde ab, mit der das Caché an ihrem Haar befestigt war, und saß dann eine Weile weinend auf der Bank unter der Kastanie. Und Friedrich, von dem es hieß, er verdiene sein Geld als Grabredner, flüchtete sich nach seiner Abreibung jaulend zur Freilichtbühne, und niemand beachtete ihn weiter.

August ging barfuß über die sommerwarme Straße und lehnte sich gegenüber der Schulhofeinfahrt in den Hügel, der dort zu einem Karpfenteich führte. Von hier konnte er auch die Bühne sehen, sie lag fünfzig oder sechzig Meter die Straße entlang und befand sich in einer Senke. Das Gelände ging dort steiler talwärts als hinter der Schule, die Sitzplätze in den Hang geschmiegt wie bei einem Amphitheater. Friedrich saß auf dem Podest in der Mitte der Bühne, schemenhaft war der Zweimeterschlacks mit den Fünfmillimeterhaaren zu erkennen, aber nur, wenn man ihn dort vermutete. Hinter ihm ragte das Bühnengestell auf, ein graues Gebirge, es stand noch immer dort wie eine Möglichkeit.

»Was für ein Tag.« Mit diesen Worten ließ sich Sebi neben August ins Gras fallen und lehnte sich an einen hölzernen Strommast, an dem ein Plakat mit ihrem Bananenschalen-Logo klebte: *Was ihr wollt*, eine Spielkarte als Motiv mit zwei Gesichtern, das auch wie eine Spielkarte gedreht werden konnte.

»Magst du auch ein Bier?«

August nahm Sebi eine Flasche aus der Hand und öffnete sie mit seinem Feuerzeug. Ein Auto duckte sich von links nach rechts vorüber und war auch schon verschwunden, die Dorfstraße schien um diese Zeit so gut wie unbefahren.

Sebi trank und schaute ins Ungefähre. Fünf der acht Tage waren um. Jeden Sommer zogen sie eine

Leder des Bodens (und der Riemen) zeigen, anders als bei den afrikanischen, mittel- und südamerikanischen sowie indischen Sandalen, die oft aufwändige Verzierungen haben. Fast alle Sandalenarten haben heute eine weltweite Verbreitung. Japan, ein Land mit einer jahrhundertealten Sandalkultur, orientiert sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts stark an den westlichen

Woche mit Planwagen und Fahrrädern über die Dörfer weitab der Fernverkehrsstraßen, der Transporter diente als Verpflegungsfahrzeug. Sie spielten in Schloßhöfen, Kneipensälen oder auf Freilichtbühnen, acht Tage war Sebi nicht Student, Gregor nicht Architekt, Elli nicht Informatikerin. Jedes Jahr wuchs da eine Gruppe zusammen, mal wie eine Familie und mal wie ein un behandelter Knochenbruch, und man mußte darauf gefaßt sein, daß jedes Jahr irgendetwas passierte: ein verletztes Pferd hatte es schon gegeben und geplatze Reifen, auch einen Diebstahl während einer der Vorstellungen, aber die Querschüsse des heutigen Tages waren doch ohne Beispiel.

»Ich bau uns eine Tüte, wenn du Lust hast«, sagte August und nahm einen Schluck Bier, bevor er die Flasche zwischen seine Füße klemmte, damit sie nicht umkippte.

»Ist vermutlich das Beste, was man jetzt machen kann«, sagte Sebi.

»Ich frag mich, was als nächstes passiert«, preßte August zwischen seinen Zähnen hervor, die das Feuerzeug festhielten, während er bereits mit Tabak, Blätchen und einer kleinen Tüte Gras hantierte.

Paul und Linus waren mit dem Tandem gestürzt.

Im Nachbarort hatte sich die Gruppe zu Mittag im Gasthof verabredet. Die Straße schnurrte mit acht Prozent Gefälle ins Dorf und knickte vor dem Gasthof im rechten Winkel nach links weg, die beiden bremsen bereits, als ihnen ein Golf II heulend entgegenkam, das Auto nahm Anlauf vor der zu erwartenden Steigung, ging aber zu schnell in die Kurve und geriet kurz auf die Gegenfahrbahn, schlingerte ein wenig und stöhnte dann den Berg hinauf und aus dem Blick. Paul und Linus jedoch führten reflexartig eine Vollbremsung durch. Das Tandem bockte, Linus versuchte vorn mit dem Fuß abzustützen und verlor dabei einen seiner Flip-Flops, Paul rutschte hinten weg und wurde in den Rollspalt des Straßenrandes geschleudert (es gab keinen Fußweg), Linus stand gegrätscht über seinem schwerfälligen Koloß und ließ den Lenker los und sprang beiseite, bevor das Rad ihn mitreißen konnte. Die meisten anderen waren schon vor den beiden hier eingetroffen und hatten den Unfall vom Biergarten mit ansehen müssen, nur

zwei oder drei bildeten die Nachhut und waren beim Planwagen geblieben. Elli war als erste zur Stelle, mit Linus beugte sie sich über den sich krümmenden Paul, das rechte Knie blutete schwarz, Steinchen klebten in der Wunde.

»Geht schon«, sagte Paul tapfer, aber als er den Fuß aufstellen wollte, knickte er weg, konnte ihn nicht belasten.

So fuhr Elli zum ersten Mal an diesem Tag ins Krankenhaus, ihr Radler blieb halb ausgetrunken stehen, das Wildgulasch konnte noch storniert werden.

»Bereust du es, wegzugehen und mit sowas Geld zu verdienen?«

»Wer würde bereuen, dieses Chaos hinter sich zu lassen«, sagte August und reichte Sebi den Joint. »Drei Jahre bin ich durch jede Schauspielschule getingelt – daß es jetzt ausgerechnet in Berlin klappt ... da gibt es wenig zu bereuen.«

»Hm«, machte Sebi und nahm einen tiefen Zug und ließ den Rauch sich in seinen Lungenflügeln verbeißen, bevor er ihn wieder ausblies.

»Na ja«, sagte August, »werd den Laden schon auch vermissen, so was wie die Planwagentour gibt's ja da draußen in der freien Wildbahn sonst nicht.« Er sprach langsam und sehr konzentriert, vielleicht hatte er schon ein oder zwei Joints geraucht.

»Kannst ja weiter als Stargast bei uns auftreten.«

»Nix«, sagte er und zog seinen Pferdeschwanz straff, »den Novizen wird als erstes verboten, in ihren alten Gruppen weiterzumachen. Wirst zu sehr versaut dort.«

»Lernt ihr auch fechten und so?«

»Fechten, reiten, klar«, sagte August. »Und vielleicht auch, wie man mit Pistolen umgeht, ohne sich die Hand wegzuknallen.«

Gunnar hatte sich in die Hand geschossen.

Das Bühnenbild war nebenan bereits komplett aufgebaut. Paul, aus dem Krankenhaus zurückgekehrt, rasierte Gunnar den Schädel, ein Malvolio rasierte im täglichen Wechsel dem anderen Malvolio den Schädel. Dann schminkte sich Gunnar, zog die Brauen kräftig nach, betonte die Lider, die Wangenknochen und die

Zivilisationen, wodurch die Kultur des Sandalentragens in Japan weit zurückgedrängt wurde. Neben einer grundsätzlichen Einteilung nach den oben genannten Grundformen können Sandalen nach verschiedenen weiteren Kriterien wie dem Herstellungsort (Beispiel: Wörishofener Sandale), dem Bestimmungszweck (Beispiel: Bäckersandale) oder aufgrund bestimmter

Falten, die sich schon deutlich von der Nasenwurzel um seinen Mund herum zogen, schließlich zog er sein Hemd und den Butleranzug über und legte die Fliege um (Gummizug, Metallverschluß).

Er saß unter dem Kastanienbaum und reinigte die Schreckschußpistole, mit der er am Ende des Stückes den lästigen Narren erschöß, saß versunken in seine Arbeit, während sich andere um ihn herum noch schminken oder schminken ließen oder wie Susi auf und ab gehend ihren Text vor sich hin sprachen. In einer Stunde sollte die Vorstellung beginnen. Plötzlich fiel ein Schuß, trocken wie in einem Fernsehkrimi. Alle drehten sich zu Gunnar, er hielt die Pistole in der linken Hand und blickte auf seine rechte und sagte vor sich hin, als dürfe er den Text nicht vergessen: »Ich hab mir in die Hand geschossen, ich hab mir in die Hand geschossen.«

»Mit einer Schreckschußpistole?« murmelte Sebi, doch niemand achtete auf ihn. Alle starrten auf Gunnars Hand, von der Blut tropfte, zwischen Daumen und Zeigefinger pulste es wie eine Quelle.

Gregor sprang als erster dazu, »Hand hochhalten!« rief er und hielt Gunnars rechten Arm von sich weg; ob er mit Gunnar den Hitlergruß übe, fragte Friedrich. Das Jackett war am Saum bereits getränkt.

»Hinlegen!« rief Kaspar und schob Friedrich beiseite, »Arm abbinden!« rief August, alle riefen durcheinander, Elli war mit Küchenkrepp zur Stelle und übernahm von Gregor, legte den Arm, der nicht mehr zu Gunnar zu gehören schien, auf der Bank ab und preßte einen Ballen Krepp auf die Hand, während sie auf Gunnar einredete, der schief auf der Bank hing wie eine Marionette.

Als sie die durchtränkten Küchentücher schließlich ablöste, wurde immerhin klar, daß die Wunde nicht groß war. Direkt neben dem Daumen war ein reißzweckengroßes Stück Haut aus dem Handballen gefetzt, leicht pulsierend kam neues Blut daraus hervor.

»Hallo, ja, ein Notfall«, krächzte August in sein Mobiltelefon.

Der Tag lag in Scherben. Susi hob nachlässig ihr Caché vom Kopf, sie riß die Binde ab, mit der das Caché an ihrem Haar befestigt war, und setzte sich weinend auf die Bank. Sebi stand abgewandt und an die Kastanie gelehnt. Er rauchte nervös, hatte die Brille

abgenommen und massierte zwischen den Zügen seine Augäpfel. Kaspar, auch ohne Theaterschminke blaß, ließ sich ebenfalls eine Zigarette von ihm geben. Friedrich krächzte weiter Blödsinn und Elli suchte Gunnars Ausweis und seine Krankenkarte. So fuhr sie zum zweiten Mal an diesem Tag ins Krankenhaus.

»Gottseidank ist der Tag gleich um«, knurrte sie und knallte die Fahrertür zu, bevor sie dem Einsatzfahrzeug hinterherraste.

Die Sterne drehten sich über Sebi, und drüben boten sich grandiose Bilder, Halluzination oder Realität: zwei Baustrahler leuchteten in die Kastanie und abseits davon, im steigenden Nebel, als Scherenschnitt gegen den sich satter färbenden Mond, standen die beiden Pferde: sie mußten hintereinander auf ihrer Weide stehen, eines schaute auf die Schule, das andere in Richtung Bühne, doch von jenseits der Straße wirkte es, als stünde da ein Pferd, das vorn wie hinten Kopf und Mähne hatte. Im Gegenlicht wanderte Maria hinter der Weide hin und her und spielte auf ihrem Akkordeon Lieder in Moll und sang dazu auf russisch, die Haare ihrer Perücke standen vom Kopf ab, als hätte sie einen elektrischen Schlag bekommen. Linus, Gregor und Kaspar, die als Stelzenläufer vor jeder Vorstellung auf Werbetour durch die jeweiligen Orte geschickt wurden, hatten sich ihre Stelzen umgeschnallt und liefen zwischen Schule und Pferdekoppel hin und her und spielten lautlos Fußball, und wenn sie aus dem Schatten der Kastanie traten, hob das Pferd mit den zwei Köpfen seinen linken Kopf und bewegte nervös die Ohren und schnaubte gelegentlich und graste schließlich weiter.

Die Stille wurde durch ein Motorengeräusch zerrissen, Lichtkegel frästen den Asphalt.

Was für ein Tag, dachte Sebi, als er und August sich gleichzeitig erhoben, als wäre das ein Regieeinfall. Er merkte, daß ihm leicht schwindlig war, und dann dachte er trotzdem, was soll's, Kiffen ist vermutlich tatsächlich das Beste, was man heute machen kann.

Ohne zu bremsen lenkte Elli auf den Schulhof, der Kies stäubte, als sie zum Stehen kam und im nächsten Moment aus dem Transporter sprang, ihr Wasserstoffblond leuchtete, ein zweiter Mond.

Soweit der heutige Tag.

Eigenschaften (Beispiel: Holzsandale) bezeichnet werden. Das hat zur Folge, daß nicht immer eine eindeutige oder einheitliche Bezeichnung einzelner Sandalenmodelle möglich ist. Bekannte Beispiele hierfür sind Kneipp-Sandalen und so genannte Jesuslatschen. Der teilweise scherzhaft oder spöttisch verwendete umgangssprachliche Oberbegriff Jesuslatschen (in der

DU ICH
MUß AUFLEGEN
MEIN SCHNÜRSENKEL
IST GERADE
AUFGEANGEN.
TSCÖ.



©gregohinz.de

spielverderber.

Von Anne Büttner

Nur noch sieben Gehminuten entfernt. Umgerechnet bedeutet das eine stillgelegte Lackierfabrik, eine alte Polsterei, die lediglich des Wildwuchses an der Fassade wegen einen florierenden Eindruck erweckt, und ein ehemaliges Kinderheim, das inzwischen von außen genauso schlimm aussieht, wie es von innen immer war. Überflüssig erscheint ihm das Stück Welt hier. Verschwenderisch der zugewucherte Abstand zwischen den trostlosen Gebäuden. Übertrieben das Wort Gebäude. Für ihn sind es kleine Drecksbuden. Verfickte Kacklauben. Mistscheißende Arschlochschuppen. Zum Glück ist nicht der Weg das Ziel, sondern Jesus, der an dessen Ende in einem ausgedienten Altreifenlager auf den Jungen wartet. Oder einfach auf das, was passiert. Hat was mit Gewohnheit zu tun. Man gewöhnt sich ja irgendwie an alles, hatte der Junge mal gehört.

Meist winselte Jesus schon los, bevor der Junge überhaupt das Gelände betrat. Seit einigen Tagen ging das nun so. Komisch. Noch vor wenigen Wochen, an dem Tag, da sie einander kennenlernten, winselte Jesus erst, als der Junge ihn für ein paar Stunden zurückließ.

Das war genau an dem Nachmittag, als der Besitzer des Altreifenhandels verstorben war. Wieder die Sache mit der Gewohnheit. Diesmal andersrum. Denn plötzlich war da keiner mehr, zu dem Jesus immer streunen konnte, ohne verjagt oder gefangen zu werden. Keiner mehr, der stets einen Bissen oder Schluck irgendwas für Jesus bereithielt, wann immer er vorbei kam. Wirklich nichts Großes. Nur so irgendwas. Aber Jesus hatte sich an das »nur so irgendwas« gewöhnt. Ebenso, wie er sich an seinen Namen gewöhnt hatte, den ihm der Altreifenhändler gab. Vorher hatte er immer nur auf Rufnamen wie Dreckstöle, Mistköter oder Scheißviech reagiert – und zwar mit Flucht. So war er irgendwann zufällig durch den eingerissenen und im Laufe der Zeit fast bis auf Kniehöhe niedergetretenen Drahtzaun hindurch auf das verlassen wirkende Lagergelände gelangt, das für ihn fortan so was wie Hei-

mat bedeutete. So was wie Zuhause. Das Namensschild an seinem Hals, das der Altreifenhändler ihm damals feierlich umgelegt hatte, erinnerte daran. Auch wenn der Kofferanhänger sowohl für die fünf Buchstaben als auch für seinen Hals viel zu groß war, paßte das lederne, abgegriffene Material wie kein zweites und auch der Name war nach Meinung des Alten der einzig passende überhaupt für Jesus. Weil er eben so ein richtiger Köter sei, wie sie einem in südlichen Ländern zuhauften vor die Füße treten. Oder in deren Haufen man mit den Füßen tritt. So ein richtiger Hund eben. Mit einem richtigen Hundeleben. So ein echter Streuner halt, mit straßenköterner Fellfarbe. So unfrisiert. So ursprünglich. Und so ausgemergelt. Deswegen Jesus. Und deswegen der Altreifenhändler.

Bis zu jenem Tag, als das große, schwarze Auto auf dem Gelände stand. Jesus roch sofort, daß etwas nicht stimmte. Statt moderndem Altreifengeruch hing an diesem Nachmittag modriger Altherrengeruch in der Luft und statt natürlicher Stille lag künstliches Schweigen über dem Gelände. Plötzlich war Heimat gestern. Den Jungen, der ganz in der Nähe stand und interessiert zuschaute, bemerkte Jesus erst, als einer der trauerfarbenen gekleideten Herren ihn, in Jesus' Richtung nickend fragte, ob dies sein Hund sei. Überraschend bejahte der Junge nach kurzem Zögern. Außer, daß er log, wußte Jesus bis zu diesem Moment nichts über den fremden Jungen. Wie das große schwarze Auto das Gelände verließ, bekam Jesus gar nicht mehr mit. Zu sehr war er damit beschäftigt, den schwächlichen Lügner zu betrachten, der, das stand fest, mit dem Reifenhändler so wenig gemein hatte, wie Jesus mit einem Rassehund.

Die Haut frei von Falten, aber voll von Geschichten, den Blick für sein Alter zu düster, die Haltung für seine Knochen zu verkrampt, die Kapuzenjacke für seine Statur zu groß und für das Wetter zu warm, stand er vor ihm und musterte »seinen Hund«. Lang brauchte er dafür nicht. An Jesus gab es nicht viel zu

DDR auch Römersandalen genannt) bezeichnet ebenfalls kein einheitliches Sandalenmodell, sondern steht für einfache Ledersandalen mit flachem Boden. Obwohl die Sandale eines der meistgetragenen Schuhmodelle dieser Welt ist und unzweifelhafte Vorteile bei heißen Umgebungstemperaturen hat (Tragekomfort durch Luftigkeit), haftet ihr in den westlichen Industrie-

mustern. Weder in Höhe noch in Länge und schon gar nicht in Breite. Das bemerkte auch der Junge. Dennoch schien er alles andere als enttäuscht. Fast wäre ihm sogar ein Lächeln passiert.

Mit schiefgelegtem Kopf schaute Jesus zu, wie der Junge in seinem zerbeulten Jagdrucksack nach etwas kramte. Anscheinend nach dem dreckigen und durchweichten Stück Butterbrotpapier, das sich mit dem zerknautschten, teigigen Inhalt vereint hatte, statt ihn vor der schlammigen Nässe zu schützen. Der Junge wollte den Klumpen schon am Morgen nicht, als der Klumpen noch ein Brot war und in der Hofpause noch nicht in die Pfütze und dann unter lautem Gegröle erst gegen seinen Kopf und schließlich in seinen Rucksack geworfen wurde. Danach wollte er es erst recht nicht mehr. Den Gedanken, daß Jesus es vielleicht auch nicht wollte, zog der Junge nicht in Betracht. Den Gedanken, daß Jesus die Leine, die vorher als Kordel für den Jagdrucksack diente, vielleicht nicht wollte, dachte der Junge gar nicht erst. Jesus, dessen Namen er auf dem alten Kofferschild gelesen hatte, könnte froh sein, daß er ihn nicht annagelte. Dann drehte er sich um und ließ das winselnde Tier zurück.

Schon am nächsten Morgen tauchte der Junge wieder auf. Die Leine viel zu kurz, die Nacht viel zu lang, war Jesus dennoch hellwach, sobald er hörte, wie dieser mit einem Zweig, der ein Ast hätte werden können, wütend auf alles eindrosch, was ihm unter das Stück Holz kam. Zaun. Reifen. Weg. Leben.

Jesus war froh, daß der Zweig brach, bevor der Junge den rostigen Hänger erreichte, an den geleint Jesus kauerte. Kaum, daß der Junge dort angekommen war und den unberührten Klumpen Brot vom Vortag sah, drückte er das Tier ohne Vorwarnung mit der Schnauze in das immer noch nasse Stück Butterbrotpapier. Da dieses samt Inhalt weit weniger hart war als der Griff des Jungen, wurde Jesus' Schnauze erst von der mit Steinen durchsetzten Erde darunter gebremst. Der Junge erklärte ihm, daß es unhöflich sei,

Geschenke abzulehnen, und er sich das wahrlich nicht leisten könne, aber das würde er schon noch lernen. Der Junge würde es ihm, das versprach er, immer und immer wieder erklären, und zwar so lang, bis Jesus es begriffen hatte.

Der Junge war nicht immer schlecht. Manchmal brachte er Jesus sogar etwas Freßbares mit, das weder dreckig, noch schimmelig, noch anderweitig ungenießbar war. Manchmal saß er einfach nur vor Jesus und sah ihn an. Ihn, das einzige Lebewesen, das sich das gefallen ließ. Das einzige Lebewesen, das auf ihn reagierte und nicht gegen ihn agierte. Einmal hatte er ihm sogar etwas gebastelt. Stolz zeigte er Jesus ein Holzkreuz, das er aus zwei straff umwickelten Zaunlatten gefertigt hatte. Daß diese massiv waren, wußte er aus eigener Erfahrung. »Jesus' Kreuz« hatte er in die Konstruktion geritzt, die nun statt dem rostigen Hänger als Anleinpunkt diente. Wo Jesus drauf stand, sollte auch Jesus dran sein, hatte er gesagt.

Eines Tages verkündete der Junge, er habe sich ein Spiel ausgedacht. »Jesus latschen« hieß es. Der Junge fand das lustig. Zumindest, was den Humor anbelangte, waren er und sein Stiefvater sich ähnlich. Zweimal täglich war es an der Zeit für sein neues Spiel. Einmal morgens auf dem Weg zur Schule und einmal nachmittags auf dem Weg zum Haus, in dem er wohnen mußte. Zu gewinnen gab es bei »Jesus latschen« nichts. Für Jesus sowieso nicht. Das Spiel ging so: Der Spielführer (Junge) latscht den Mitspieler (Jesus) so lange, bis der Spielführer das Spiel für beendet erklärt. Wie der Mitspieler getreten wird, ob mit Anlauf oder ohne, links- oder rechtsfüßig, angetäuscht oder direkt, mit Fußunterseite oder Spann, liegt in der Gunst und im Fuß des Spielführers.

Des Jungen Lieblingstritt war eine geradlinige und schwungvolle Bewegung seines rechten Fußes, wobei der Spann von unten satt und mittig gegen Jesus' Bauch klatschte. Besonders warm wurde es dem Jungen dabei im Bereich des Mittelfußknochens, da

nationen ein ideologischer Beigeschmack an. Da Sandalen historisch seit dem 19. Jahrhundert vielfach von gesellschaftlichen Randgruppen oder Gruppen, die sich vom Establishment abgrenzen wollten, getragen wurden, genießt dieses Schuhmodell vor allem bei Männern oft einen zweifelhaften Ruf. Erkennbar ist dies auch an häufig abschätzig gemeinten Bezeichnungen,

diese Stelle den meisten Kontakt mit Jesus' schwächigem Leib hatte. Obwohl er fleißig übte, gelang ihm der Tritt nicht immer. An besonders ehrgeizigen Tagen machte ihn das erst richtig rasend. Qualität versuchte er dann durch Quantität zu ersetzen. Nur selten fand Jesus die Kraft, wenigstens zu versuchen, dem fußförmigen Gegner zu entkommen. Je energischer jedoch der Versuch, desto schmerzhafter der unmittelbar folgende Schnitt der Leine in den immer dünner werdenden Hals. Entkommen konnte er den Tritten nicht. Er konnte sie so lediglich besser am Körper verteilen. Jeden Morgen und jeden Nachmittag bot der Junge ihm erneut die Möglichkeit, das einzusehen. Manchmal waren die Beweise hierfür morgens deutlicher als nachmittags, manchmal war es umgekehrt.

Obwohl Jesus die Regeln verstanden und genügend Angst vor dem Jungen hatte, war er es, der das Spiel unerlaubterweise beendete.

Ungläubig starrt der Junge auf Jesus' geschundenen Körper, der regungslos an der Leine liegt. Fast sanft stupst er das leblose Tier immer wieder mit dem Fuß an, weil er sich irgendeine Reaktion erhofft. Diese aber bleibt aus. Dabei wollte er Jesus doch einen neuen Tritt zeigen, der ihm selbst wenige Stunden zuvor schmerzhaft auf dem Schulhof beigebracht wurde. So beeilt hatte er sich, um schnellstmöglich, solange die Wut noch frisch war, an den trostlosen Dreckslauben des überflüssigen Stückes Welt vorbei zu seinem Hund zu gelangen. Und jetzt das.

Wäre der Junge nicht so furchtbar wütend und enttäuscht darüber, betrogen und allein gelassen worden zu sein, und hätte er so etwas wie Trauer gekannt, würde er vielleicht auch so etwas wie Trauer empfinden. So aber ist es Wut. Wut darüber, auf Jesus reingefallen zu sein. Auf diese kleine Töle, um die er sich gekümmert hatte. Die er besucht und mit Fressen versorgt hatte. Mit der er spielte. Das Scheißviech kannte die Regeln doch. Der Junge hatte sie ihm doch erklärt. Der Köter hatte doch mitgespielt. Er war doch einver-

standen. Fast hatte der Junge geglaubt, sie seien so was wie Freunde. Zwar weiß er selbst nicht, wie Freunde wirklich sind, aber er hatte mal gehört, daß sie die Launen des anderen ertragen und einen so nehmen, wie man ist. Aber Jesus war kein Freund. Ein Spielverderber war Jesus. Mehr nicht.

Wütend und enttäuscht begriff der Junge, daß die Zeit für »Jesus latschen« abgelaufen war.

Der einzige, der jetzt noch mit ihm spielte, das weiß er, wäre sein Stiefvater. Obwohl noch nicht mal in der Nähe des Hauses, in dem er mit ihm wohnen mußte, konnte er ihn schon hören. Wie er mit versoffener Stimme nach dem Jungen rief oder hustete oder irgendwas dazwischen, er solle kein Spielverderber sein, es sei Zeit für »Hau den Lukas«. Lukas kennt die Regeln. Der Stiefvater hatte sie ihm erklärt.

.....

wie Jesuslatschen für Ledersandalen, wie sie unter anderem von den Hippies, der 68er-Generation, der Blueserszene in der DDR oder Aktivisten der Anti-AKW-Bewegung getragen wurden. Sandalen ohne Socken anzuziehen, wird als korrekte Trageweise angesehen, und das Tragen von Sandalen mit weißen Socken wird vielfach als spießig betrachtet. [Quelle: Wikipedia]

Grafik: Dirk Wachsmuth



ZEIT FÜR JESUSLATSCHEN

heute lernen wir, tschüß zu sagen.

Von Stefan Petermann | 1. Jurypreis

Heute ist die Katze gestorben. Vom Baum ist sie gefallen. Eigentlich können Katzen das ja gut. Auf Bäume klettern. Und fallen. Aber von wegen sieben Leben und immer auf den Pfoten landen. Diesmal nicht. Vielleicht hat ein Vogel sie aufgeschreckt. Oder ein Kind hat von unten geschrien. Jetzt stehen die Kinder um die tote Katze herum. Sie sagen: »Liebe Miez«, und: »Steh auf Miez«, und: »Was ist denn mit der Miez?« Eines der Mädchen drängt die anderen Kinder energisch zurück und sagt, daß die Miez schlafen will und alle Kinder ruhig sein sollen. Sie legt die Finger an die Lippen und pssst die anderen Kinder an. Iffi muß währenddessen einen Streit am Sandkasten schlichten. Ein Mädchen hat einen Jungen an den Haaren gezogen und der Junge hat daraufhin einen Eimer Sand über sie gekippt. Beide weinen, und weil sie weinen, weinen andere Kinder mit. Wer nicht am Sandkasten ist und weint, ist bei der Katze und schaut. Bis Iffi das mitbekommt, vergehen einige Minuten. Schnell nimmt sie einem Jungen das Stöckchen aus der Hand, mit dem er die Katze angiggelt. »Die Miez soll springen«, sagt er und bricht in Tränen aus, weil er kein Stöckchen mehr hat.

Iffi bringt die Kinder ins Haus und erklärt ihnen, was mit der Katze passiert ist. »Die ist jetzt im Katzenhimmel«, sagt Iffi und die Kinder schauen durch das Fenster hinaus in den Himmel und fragen, warum die Katze jetzt fliegen kann, und sagen, daß sie auch fliegen möchten und dort sein wollen, wo die Katze ist. Iffi erklärt, daß die Katze fest schläft und niemand sie jemals wieder aufwecken kann. »Aber morgen doch«, fragt das Mädchen mit dem Sand in den Haaren, weil es sich *niemals* nicht vorstellen kann. Später gibt es Essen und danach wird geschlafen. Doch kein Kind schläft, alle flüstern über die Katze, und die, die nicht flüstern, haben Angst, so fest wie die Katze einzuschlafen. Also zeichnet Iffi am Nachmittag an die Tafel. Sie malt eine Frau mit kurzen, schwarzen Haaren. Das ist sie selbst und die Kinder erkennen Iffi sofort. »Und wo sind wir?«, fragen sie und Iffi zeichnet die Kinder auf die Tafel. Sie fassen sich alle an den Händen und laufen durch eine Wiese. »Was für eine Wiese?« fragen die Kinder und Iffi malt Blumen in die Wiese und die Kinder fragen: »Was sind das für Blumen?« und Iffi malt gelbe Kringel um die Blüten, und die Kinder fragen: »Warum Sonnenblumen?« und Iffi meint, daß die Katze Sonnenblumen mochte. Sie zeichnet Denkblasen, für jeden Kopf eine, auch ihren. In jede Denkblase malt

sie eine Katze hinein, genauso gescheckt, wie die Katze es war. Und über das Bild mit Iffi und den Kindern in der Sonnenblumenwiese, die alle an die Katze denken, schreibt Iffi: »Heute lernen wir, Tschüß zu sagen.«

Am nächsten Tag stirbt Iffi. Sie steht mit dem Fahrrad auf der Linksabbiegerspur auf der Kreuzung. Es ist früh am Morgen. Vom Berg her kommt ein Lkw. Eigentlich sollte er an der Ampel stoppen, doch weil die Bremsen nicht funktionieren, rollt er weiter und wird immer schneller. Rechts von Iffi und hinter ihr warten Autos. Sie kann nur nach vorn ausweichen, aber da rast der Lkw auf sie zu. Überhaupt glaube ich, daß viel zu wenig Zeit ist zwischen *Gerade geschieht etwas Furchtbares* und *Was mach' ich jetzt?* Für *Was mach' ich jetzt?* ist fast nie Zeit. Leon, der hinter dem Fahrrad im Anhänger sitzt, ist nicht sofort tot. Sondern erst im Krankenhaus.

Ich weiß, was Sie jetzt denken, ich denke es ja auch. So muß man vermutlich denken. Ich wüßte auch keine anderen Gedanken.

Theo sagt: »Das ist doch alles instant, alles aus zweiter Hand, schon gefiltert und abstrahiert. Das hat doch nichts mit dem zu tun, wie es mir wirklich geht.«

Da hat Theo recht. Immer geht was verloren von drinnen nach draußen, und in unserem Fall mindestens dreimal so viel. Wie sollte das auch anders sein? Wenn man dafür genau die richtigen Worte finden könnte, die Worte, die alles auf den Punkt bringen und genau das ausdrücken, was in einem vorgeht, wäre das nicht grausam für alle, die nicht so fühlen? Denn wenn sie diese Worte hören, dann wäre es ja unmöglich, sich nicht so zu fühlen. Oder in meinem Fall: Nichts mehr zu fühlen.

Wenn Theo was sagt, hören wir zu. Theo ist schon immer in der Gruppe, es gibt niemanden, der die Gruppe ohne Theo kennt. Deshalb hat sein Wort Gewicht. Auch wenn es manchmal keinen Sinn ergibt. Aber man muß nur ein paar Tage warten, ganz geduldig, bis sich alles fügt. So wie man ewig auf ein 3D-Bild schaut und wenn man glaubt, man wird nie etwas erkennen, springt plötzlich ein Delphin auf einen zu, ein Delphin oder ein Eisbär oder das Wahrzeichen einer großen Stadt.

Das war nicht immer so. Am Anfang wußte ich nicht, wie ich mit Theo umgehen sollte. Hat geschimpft und

alle runtergezogen und beim Büfett trotzdem nach den dicksten Häppchen gegriffen. Fast wäre ich wegen ihm nicht weiter zur Gruppe gekommen. Theo ist nicht gerade das, was man ein leuchtendes Vorbild nennt. Dabei braucht man das dringend. Und es muß weder leuchten noch Vorbild sein. Aber man braucht irgendetwas. Sonst dreht man frei. Man wird ja sowieso schon fertiggemacht. Von den Umständen und den Nächten sowieso. Mit Schlafen ist das erstmal vorbei. Da bleiben nur Tabletten. Alle hier nehmen Tabletten, das ist was, die hat ein Arzt verschrieben, weil jemand die herstellt hat, und beim Herstellen muß sich jemand etwas gedacht haben. Beim Herstellen der Tabletten geht es um Hilfe, chemische Hilfe, wir nehmen alles, was wir kriegen können, und weil das nicht viel ist, sind Tabletten schon mal ein guter Anfang.

Ich glaube, daß ich mit meinem Glück das Glück von anderen stehle. Was ich zuviel habe, muß ja von jemandem kommen. Ich habe keinen Pakt geschlossen, würde jedoch gern die Hälfte von meinem Glück hergeben, wenn jemand dadurch die Hälfte von seinem Pech abgeben könnte. Das sagt sich hinterher natürlich leicht. Überhaupt ist alles leicht, was ich sage, es hat kein Gewicht außerhalb der Gruppe, außerhalb der Gruppe ist alles, was ich sagen könnte, unangebracht, deshalb habe ich mich entschieden, daß es nichts geben darf, über das ich reden müßte. Ansonsten müßte ich explodieren. Nicht einmal Theo weiß davon. Glücklicherweise. Er würde sonst richtig grantig werden. Er würde von den Phasen reden, durch die jeder muß, und er würde mir vorwerfen, ich würde noch in der ersten feststecken, der verdammten ersten Phase, wie Theo sie nennt. Das muß nichts heißen, er nennt auch die anderen Phasen verdammt. Aber er ahnt ja nichts, er denkt, ich bin schon zwei Phasen weiter und deshalb werde ich zukommender behandelt. Innerhalb der Gruppe.

Iffis Schwester hat mir die Geschichte von der Katze erzählt. Die Schwester war die einzige, die mit mir gesprochen hat. Nicht sofort, allerdings auf dem Flur des Gerichts. Da war ich schon ein freier Mann, auch wenn niemand verstehen konnte, aus welchem Grund. Niemand hat mich angeschrien und niemand hat die Fäuste geballt, niemand ist aufgesprungen und hat mich verflucht. Sie waren nur so still, Iffis Mann und Iffis Tochter und Iffis Eltern und Iffis Großeltern und Iffis Tanten und Iffis Freunde und Iffis Arbeitskolleginnen und Iffis Nachbarn. Die waren nur still, die Zeit über, ihre Blicke habe ich in meinem Nacken gespürt. Aber das war ja nicht mal das Schlimmste. Ich hätte mich ja selbst weggeschlossen, dafür hätte man keine Sachverständigen heranziehen müssen. Die haben mich ja doch nur entlastet. Was kann ich für die Bremsen? Ich hab sie doch getreten, ich hab doch geschrien: »Aus dem Weg«! Was heute bescheuert klingt, so wie früher

beim Rodeln: »Bahn frei!« oder »Platz da!« Was hätte ich denn noch tun können, außer die Bremsen zu treten, die nicht bremsen?

Manchmal ist zwischen *Gerade geschieht etwas Furchtbares* und *Was mach ich jetzt?* genügend Zeit, um etwas zu machen. Und versuchen zu lenken und damit genau auf die Linksabbiegerspur der Kreuzung zu lenken. Doch die Sachverständigen haben mich frei von aller Schuld gesprochen, sie haben sogar behauptet, ich hätte verantwortungsvoll gehandelt, weil auf der anderen Seite der Kreuzung eine Schulklasse auf Grün wartete, und das wäre der direkte Weg für den Lkw gewesen. Aber ich habe gelenkt und ich habe verantwortungsvoll gehandelt und bin deshalb frei von jeder Schuld. Deshalb waren alle so still. Ich weiß nicht, was alle dachten, an der Stelle von Iffis Schwester hätte ich mich jedoch nicht angesprochen, ich hätte nicht die Geschichte von der Katze erzählt. Vielleicht ist die Katze nur ausgedacht, vielleicht wollte mich Iffis Schwester trösten.

»Trost«, sagt Theo, »Trost können wir von niemandem erwarten. Nur von uns selbst.«

Das sagt er den Leuten, die schon in Phase drei sind, also Leuten wie mir. Und dann erzählt uns Theo seine Geschichte. Sie soll uns Mut machen, sie soll uns anleiten und Beispiel sein, aber ganz ehrlich, sie ist einfach deprimierend, so wie die Geschichten von allen in der Gruppe deprimierend sind. Was soll ich daraus lernen? Daß man am Ende zusammensitzt und sich eine furchtbare Sache nach der anderen anhört, um später am Büfett nach Theo die zweitdicksten Häppchen abzugreifen? Das kann's doch nicht sein. Ich habe Theo erzählt, daß ich vermutlich in Kürze aufs Amt gehe und mich dort austragen lasse. Keine Kirchensteuer mehr. Nicht aus finanziellen Gründen, füge ich hinzu für den Fall, daß er nicht versteht. Doch Theo versteht.

»Laß bloß das aus dem Spiel«, faucht er mich an, und mit *das* meint er nicht die finanziellen Gründe.

Wahrscheinlich hat er recht und wahrscheinlich werde ich mich trotzdem austragen lassen. Das wäre immerhin die erste aktive Handlung meinerseits. Vielleicht komme ich ja so in Phase zwei. Die verdammte Phase zwei.

Heute hat sich im Bäckerladen ein kleiner Junge umgedreht zu mir, gerade als ich gehen wollte. Er hat den Arm gehoben und leise »Tschüß« gesagt. Ich kenne ihn nicht und er kennt mich nicht und trotzdem hat er »Tschüß« gesagt. Ich bin vor die Tür getreten, das Brot warm gegen meinen Bauch gedrückt und ich habe geweint, weil jemand »Tschüß« gesagt hat, ein kleiner Junge, er konnte in Leons Alter sein. Zuhause habe ich ein Bild gemalt und ich habe etwas über das Bild geschrieben und bestimmt weiß jeder, was auf dem Bild zu sehen ist und was in der Denkblase geschrieben steht. Auch wenn ich noch keine Ahnung habe, wie das gelingen soll.

sand.

Von Michael Friedrich | 2. Jurypreis

und wenn der regen dann
auf unsere burg sprang
wie waren wir traurig und
schlecht zu sprechen auf die
wolken und vielleicht
ganz kurz verstimmt

und dann hat irgendwer plötzlich die uhren gefüttert
mit unserer welt
mit unseren burgen

der klang der fanfaren und die fahnen als sie losziehen
aus meiner welt
aus meinen burgen
und erst diese wolken

lyckan, das glück.

Von Laura Caterina Zimmermann | 3. Jurypreis

Johan fragte, was das wäre für mich, das Glück. Ich hatte noch genau einen Tag in diesem Land, die Frage kam fast ein Jahr zu spät und schon jetzt hatte ich das Ziehen im Bauch, das ich immer bekam, wenn Abreisen sich näherten.

Wir hatten die ganze Nacht getanzt, erst auf dem Konzert der Band mit dem seltsamen Namen, dann im Club. Der DJ spielte viele Lieder, die mich an das letzte Jahr erinnerten, an das gesamte Auf und Ab, das Kreuz und Quer und Hin und Her. Johan hatte den halben Abend von Anna erzählt.

Ich habe Anna immer gern gehabt, auch wenn mir so stille, nachdenkliche Menschen, wie Anna einer ist, oft etwas unheimlich sind. Wenn ich mit solch stillen Menschen an einem Tisch sitze, habe ich oft das Gefühl, viel sagen zu müssen, weil peinliche Stille in solchen Momenten nur mir peinlich zu sein scheint.

Johan hatte vom Sommerurlaub mit Anna erzählt, sie waren an einem großen See gewesen, weil man ja nicht extra zum Meer fahren muß, wenn man dort wohnt, wo ich ein Jahr gewohnt habe und wo auch Johan wohnt.

Johan hatte erzählt, Anna sei krank gewesen. Er hatte vier Tage an ihrem Bett gesessen, ihr Tee gebracht und Kekse. Hatte, als Anna schlief, alle Bücher gelesen, die er mitgenommen hatte. Ich weiß, daß Johan immer zu viele Bücher mit in den Urlaub nimmt, ich weiß das.

Irgendwann hatte Anna ihm gesagt, daß sie ihn nicht mehr liebe. Daß sie seine weit auseinanderstehenden Zähne nicht mehr sehen könne, seine sanfte Stimme nicht mehr ertragen und daß er sowieso viel zu viel rede. Johan sagte, daß er es hasse, ihr Tee zu bringen und Kekse, daß ihre stille Art ihn langweilen würde und ihr die Kurzhaarfrisur viel besser gestanden habe. Dann hatte Anna ihm trotzig ins Gesicht geblickt, wie am ersten Tag, als er ihr Kaffee über das weiße Kleid gegossen hatte, so hatten sie sich damals kennengelernt.

Eine viel zu kitschige Geschichte, sagt Johan manchmal.

Sie hatten das letzte Mal miteinander geschlafen, Anna hatte geweint, er sei früher nach Hause gefahren und sie weiter Richtung Norden zu ihren Eltern, ohne ihn, ohne Johan, Johan war ja jetzt hier.

Wir hatten uns zufällig getroffen, vor dem Weinregal mit den französischen Rotweinen. »Ähm, hallo«,

hatte Johan gesagt, ich war zusammengezuckt, hatte aufgeschaut und dann gleich wieder zu Boden. Dann hatte er mich eingeladen, zu dem Konzert mitzukommen, dem Konzert der Band mit dem seltsamen Namen. Ich wollte ihm eine letzte Chance geben.

»Glück?« fragte ich ihn. Er nickte. Ich schaute durchs Fenster aufs Meer hinaus und war satt vom Essen. Johan hatte Lachs gebraten, mit Reis serviert, sein Lieblingsessen. Ich hatte selten so guten Lachs gegessen, vielleicht noch nie. »Frisch gefangen, gestern in der Abenddämmerung in Norwegen«, hatte er gelächelt und ich mochte schon immer, daß er sein Geld gerne für teures Essen ausgibt.

»Glück ist ...«, ich überlegte. »Jetzt gerade bin ich glücklich. Wenn alles immer so gut bleibt, wie es jetzt gerade ist, dann reicht das für ein erfülltes Leben, denke ich.« Johan legte seine Hände auf meine. »Ist es nicht zu spät?« fragte er und ich antwortete nicht, wollte auch nicht wissen, was genau er hören wollte.

Auf der Tanzfläche hatten wir uns geküßt und es tat weh, ich dachte daran, wieviel wir verpaßt hatten. Wir hatten niemanden getroffen, es schien kein Mensch unterwegs zu sein in dieser Nacht, wir hatten nur uns beide. Wir hatten zu »Heartbeats« getanzt und ich spürte meinen Körper nicht mehr, es war nicht der Alkohol, es war das ganze Chaos, das mich nichts spüren ließ. Wir waren geblieben bis das Licht auf der Tanzfläche anging. Johan drückte mich fest an sich, ich roch sein Parfum, das ich vor einem halben Jahr im Kaufhaus versucht hatte zu finden, ihm dann nach Weihnachten aus dem Duty-Free-Geschäft auf dem Flughafengelände mitgebracht hatte. »Woher weißt du, daß ich das immer benutze?«, hatte er gefragt, ich hatte mit den Achseln gezuckt, er gelächelt.

Wir waren in Karls Sofabar gelandet, es war sonst keiner da und wir waren uns auch sicher, die letzten Gäste für heute zu sein. »Hoppla«, hatte Karl gesagt. »Hej«, hatten wir gesagt, Karl hatte nach Anna gefragt, Johan flehend abgewinkt, meine Hand gedrückt, kurz. Wir hatten Wodka auf Eis bestellt und setzten uns in die hinterste, dunkelste Ecke.

Die ganze Bar sieht aus wie ein überdimensional großes Wohnzimmer. Wenn wir früher nachmittags hier gewesen sind, Pärchen um uns ihre Krisen besprachen, Freundinnen stritten, Freunde Karten spielten, Men-

schen sich küßten, kleine Kinder ihre Kekse über die Polster krümelten, fühlte es sich so an, als würde man in fremde Wohnzimmer schauen, Alltagssituationen beobachten, die sich sonst hinter geschlossenen Türen abspielen.

An diesem Abend waren wir allein, und doch schien es, als würde nachts etwas von der Spannung weiter existieren, die sich tagsüber hier ansammelte. Zuneigung, Wut, Freundschaft, Sorge, Herzlichkeit, diese Spannungen, die man im Endeffekt immer Liebe nennen kann. Das einzige, an das ich weiterhin, ohne zu zweifeln, glaube. Darüber hatten wir gesprochen und Johan verstand nicht.

Ich hatte ihm gesagt, daß er Anna damals den Kaffee nicht zufällig über das Kleid gekippt hatte, und auch, daß wir uns nicht zufällig vor den französischen Rotweinen getroffen hatten. Johan hatte der Gedanke gefallen, ich nannte es Anziehungskraft. Johan hatte gesagt, Liebe sei ein zu großes Wort dafür. Ich hatte gesagt, Liebe sei nur ein großes Wort, wenn man es falsch benutze.

»Ich liebe Dich«, hatte Johan gesagt, und ich wußte, daß er nur meine erschrockenen Augen sehen wollte. »Verdammt«, hatte er gesagt. »Das ist doch, verdammt noch mal, das, was du meinst.«

Das sei etwas anderes, ich war mit dem Handrücken über meine Nase gefahren, die irgendwie zu jucken begann, pünktlich zum Herbstanfang.

Karl hatte uns irgendwann ein letztes Glas gebracht, noch einmal nach Anna gefragt und dann gesagt, daß er bald schließen wolle, daß er morgen früh das Brunchbuffet richten müsse.

Johan hatte vorsichtig seine Hände um meine Hüften gelegt, als ich versucht hatte, so elegant wie möglich an seinen langen Beinen vorbei zu kommen, um zur Toilette zu gehen. Er hatte die Hände um meine Hüften gelegt, mich langsam zu sich gedreht und mich vorsichtig, aber bestimmt auf seinen Schoß gezogen, dann hatte er sein Gesicht an meinen Hals geschmiegt und die Augen geschlossen.

Mir war schwindelig, als ich die Augen schloß, und als Johan seine Knie bewegte, hatte ich schnell aufstehen müssen, mir am Waschbecken kaltes Wasser ins Gesicht spritzen und lange in den Spiegel sehen müssen, um irgendwann klar in meine Augen blicken zu können. Ich hatte daran gedacht, daß Anna einmal gesagt hatte, daß Menschen nach einer durchzechten Nacht ihr ehrlichstes Gesicht zeigen, daran gedacht, daß ich, zum Teufel noch mal, wieder einmal nicht gewußt hatte, was sie damit meinte, und genau deshalb gedacht hatte zu verstehen, warum Johan sie so sehr liebte.

Ich habe immer geglaubt, daß es genau das war, das ich nicht hatte, was Johan an Anna gefallen hatte.

Jetzt hatte ich begriffen, daß es andersherum gedacht genau so war. Ich war nicht wie sie, kein bißchen, aber sie war auch nicht wie ich, kein bißchen mehr.

Johan stand auf und holte das Dessert. »Ich gehe den Tag retten«, hatte er gesagt und war duschen gegangen, um dann dieses wunderbare Essen zu zaubern. »Zauberer«, hatte ich geflüstert, als ich mich in seinem Bademantel an den großen hellen Holztisch setzte. Seine Wohnung ist nicht groß, für zwei Menschen wäre sie auf Dauer zu klein. Aber Johan hatte damals gesagt, daß man im Endeffekt sowieso immer alleine übrig bleibt, und hatte ohne zu zögern den Mietvertrag unterschrieben. Die Wohnung kostete ein halbes Vermögen, aber Johan sagte, daß ein Zuhause, in dem man sich wohlfühlt, so wichtig wäre wie man selbst.

Das Dessert war ein Himbeersorbet, die Himbeeren waren das einzige, das von dem Sommerurlaub mit Anna übrig geblieben war, zwei Kilo Himbeeren im Eisschrank.

»Wann fliegst du?«, fragte Johan und ich erzählte ihm von dem Ziehen in meinem Bauch. Von der Angst vor der Ungewißheit, ob ich mich richtig entschieden hatte, als ich den Flug buchte, um nach einem Jahr wieder nach Hause zu fliegen, ungewiß, ob dieses schöne Wort dort noch existierte. Ich erzählte von dem Gefühl, über den Wolken zu sein, und daß Abreisetage immer seltsame Tage sind, weil das Land von oben betrachtet immer kleiner aussieht und unbedeutender und das Leben irgendwie auch.

Als wir, nachdem wir bei Karl gewesen waren, zu Johan gelaufen waren, hatte es sich angefühlt, als würde ich nach Hause gehen. Er hatte mir den Schlüssel gegeben, eine Straßenecke vorher, und ich hatte nicht verstanden, warum, und vielleicht doch. Ich weiß, wo der Lichtschalter ist und seine schwarze Katze hatte uns hinter der Tür empfangen, als hätte sie die ganze Nacht gewartet. Johan hatte sie auf den Arm genommen, Musik eingeschaltet und zwei weitere Gläser Wodka eingegossen.

Über dem Fernseher hängt das große Foto von Anna als eine Art Kunstwerk. Anna ist wunderschön, auf dem Foto trägt sie einen blauen Pullover, der genauso blau ist wie ihre Augen, ihre langen, blonden Haare sind rechts und links mit goldenen kleinen Klammern festgehalten. Ihre Lippen sind sehr hell, fast weiß, sie hat Sommersprossen im ganzen Gesicht und sieht

glücklich aus, obwohl eine leichte Ironie in ihrem Blick zu sehen ist. Es ist ein schöner Moment, eingefangen durch Zufall an einem Frühlingstag am Meer. Johan hatte es mir gezeigt, nachdem er es aus dem Labor geholt hatte. »Dieses Mädchen ist Kunst«, hatte er damals verzaubert gelächelt.

Wir aßen schweigend das Himbeersorbet und Johan sah glücklich aus. Er hatte eine helle Leinenhose an und sonst nichts, und ich mußte grinsen, weil er genau so aussah wie die Typen aus den schwedischen Heimatfilmen. »Warum grinst du?« fragte Johan. Ich sagte: »Weil du aussiehst wie die Typen aus den schwedischen Heimatfilmen.« Er grinste auch und sagte: »Eigentlich ist unser Leben ein schwedischer Heimatfilm.« »Dein Leben«, dachte ich.

Wir hatten noch lange an diesem Fenster gesessen in dieser Nacht, die sich irgendwann auflöste und zu frühem Morgen wurde, auf dem Teppich, die Katze war über unsere Schöße gestiegen, wir hatten sie gestreichelt und dabei hatten sich unsere Hände berührt und Johan hatte gesagt, daß er mich schön findet. In meinem Kopf ging alles durcheinander, ich hatte immer das Bild von einem startenden Flugzeug im Kopf. Johan hatte mich gebeten, ihm vorzulesen, und ich las ihm aus meinem Lieblingsbuch vor, auf Deutsch, er verstand kein Wort und lauschte trotzdem sehr aufmerksam. »Es ist dann eher wie Musik hören«, hatte er gesagt.

Irgendwann war ich eingeschlafen, mein Kopf auf seinen Beinen, das letzte, an das ich mich erinnern kann, bevor der Schlaf mich einholte, war, daß Johan mir immer wieder die Haare aus dem Gesicht strich.

Als ich nachts aufgewacht war und die Augen öffnete, lag ich in seinem großen Bett und hatte ihm direkt ins Gesicht gesehen, er hatte gelächelt. Ob er gar nicht geschlafen hätte, hatte ich leise gefragt. Er hatte den Zeigefinger an seine Lippen gelegt, mich langsam an sich gezogen, meinen Kopf an seine Schulter gedrückt und mir die Augen geschlossen, wie man es bei einem Toten macht, er war mit der Hand über mein Gesicht gefahren, von oben nach unten, ich war sofort wieder eingeschlafen.

Ich war von einem Kuß aufgewacht, von einem Kuß auf meine Stirn. »Guten Morgen«, hatte Johan gesagt, und ich hatte sofort gewußt, wo ich war.

Nach dem Essen gingen wir am Strand entlang.

»Ich sag dir, was ich fühle«, sagte Johan irgendwann, nachdem wir minutenlang schweigend gelaufen waren, den Blick dem Meer zugewendet. »Ich bin glücklich mit dir. Ich will, daß du bei mir bleibst heute. Und morgen auch. Du, ich möchte nicht, daß du fliegst.«

Ich spürte das Ziehen im Bauch wieder deutlicher. »Was ist mit Anna?« fragte ich.

»Anna ist weit weg.«

»Anna wird wiederkommen.«

»Nein, Anna wird nicht wiederkommen – nicht für mich.«

Später brachte Johan mich zum Bahnhof, mir strahlte eine Reklame entgegen, die übersetzt soviel bedeutet wie: »Weg sein ist toll, aber zu Hause sein ist doch das Beste.« Ich seufzte, dachte daran, daß ich in den nächsten Tagen wohl erfahren würde, wieviel von Zuhause noch übrig war. Johan küßte mich. »Ich werde dich sehr vermissen«, sagte er und ich sagte: »Ich dich auch, aber ich bin es gewohnt, dich zu vermissen.«

Wenn ich jetzt über alles nachdenke, erscheint es mir seltsam und ich weiß nicht, wieso Johan die Idee erst einen Tag, bevor ich fliegen mußte, kam. Ich weiß nicht, ob er darauf gewartet hatte, daß Anna sich von ihm trennt, ich weiß nicht, wieso er alles hat auf sich zukommen lassen. Aber eine Woche nachdem ich wieder in Deutschland war, schrieb er mir: »Ich wußte immer, daß wir zusammengehören. Das hat nichts mit Anna zu tun, sie hat auch dazu gehört. Aber du und ich, das ist jetzt.« Er hatte sieben Fotos mitgeschickt, auf allen war er abgebildet, ein Foto von jedem Tag seit meiner Abreise. »Du warst auch da, irgendwie, trotzdem«, stand auf dem letzten Foto. Ich hängte die Fotos an eine Schnur in meine Küche und fragte mich, was passiert wäre, wenn wir uns nicht vor dem Weinregal getroffen hätten.

Eins habe ich gemerkt: Das mit dem Zuhause ist nicht so einfach und Johan kann ich nicht vergessen, ich habe es wochenlang versucht. Jede Woche kam ein Brief mit sieben Fotos, er am Strand, er im Club, er in der Badewanne, er im Bett, er in Karls Sofabar. Im letzten Brief stand: »Weißt du, warum der Typ auf den ganzen Fotos so traurig aussieht? Du fehlst.«

der taxifahrer-meinhof-komplex.

Von Konstantin Winter | Publikumspreis

Er stand nun schon seit einer geschlagenen Stunde an dieser gottverfluchten Halte. Es war ein schleppendes Vorrücken gewesen, bis er endlich der erste Wagen in der Reihe leuchtender Taxifackeln war. Und nun stand er in der Pole Position. Die täglich dünner werdende Tageszeitung hatte er schon vor der Mittagspause durchgelesen. Der vorhersehbare Krimi, den ihm seine Freundin zusteckt hatte, langweilte ihn zunehmend, und so stand er in der Dunkelheit des Savignyplatzes, im Hintergrund lief leise eine schwere Rock-Ballade aus dem Radio. Er nickte ein.

»Fahren Sie ... fahren Sie mich bitte schnell ...« Er schreckte innerlich zusammen, öffnete trotzdem sanft seine müden Augen und hörte die letzten Silben des zusammenhanglosen Satzes nicht mehr. *War das eine Frage oder eine Ansage?* Er drehte sich kurz um, blickte in eine gesichtslose Gestalt und lies sich von seiner Spontaneität hinreißen. »Ulrike-Meinhof-Gedächtnisparty oder wat?!« Er spielte auf ihre perückenartige, glatte, exakt geschnittene Ponyfrisur an und daß sie nachts eine dunkle, eckige 70er-Jahre-Sonnenbrille trug. Sie quittierte seinen scharfsinnigen Wortwitz mit einem verständnislosen Gesichtsausdruck, den er im Rückspiegel und unter ihrer Maske aus Brille, Perücke und Lippenstift nur errahnen konnte. »Fahren Sie bitte los.« Gequält leise und doch bestimmt klang es nach vorne. *Doch eine Ansage.* Er startete den Motor, der Wagen schüttelte sich kurz und rollte auf die rote Ampel direkt vor der Halte zu. Er schaltete das Taxameter ein und drehte das Radio leiser, fast lautlos.

»Wo darf's denn hingehen, Gnädigste?«

»Nun fahren Sie doch, biegen Sie rechts ab.«

»Ahm ... die Ampel ...« Er zeigte auf das warnend leuchtende Rot. Sie unterbrach ihn, diesmal klang es etwas wirsch. »Biegen Sie schon ab!«

Noch immer etwas schlaftrunken checkte er links die Fahrbahn, weit und breit kein Fahrzeug, also bog er langsam um die Ecke in die Kantstraße ein. »Wo müssen Sie denn hin?«

Stille. Er überzeugte sich nochmals im Rückspiegel, ob er auch wirklich einen Fahrgast auf der Rückbank hatte. Die Maskierte blickte sich gerade hastig nach hinten um, dann nach rechts. Plötzlich, halb flüsternd, halb inbrünstig flehend, erreichte ihn ihre zittrige Stimme. »Fahren Sie einfach, einfach fahren, bitte, fahren Sie!«

»Gnädigste, meene Arbeit besteht darin zu fahren ... für

Jeld, an eenen Ort Ihrer Wahl, den Sie kennen und mir mitteilen sollten. Sie ham doch Jeld, oder? Und 'n Ziel ham Sie ooch?!«

»Ss, sie verstehen nicht ... ich muß doch nur hier weg – fahren Sie mich weg.«

Er wunderte sich über nichts mehr, hatte schon zu viel erlebt in seiner kurzen Karriere als Taxifahrer. Er beschleunigte.

»So jeht dit nich, Fräulein. Sagen Sie mir doch wenigstens, in welchem Bezirk ihr jeheimmes RAF-Klassentreffen stattfindet.«

Regungslos nahm sie seinen Kommentar zur Kenntnis. Nach einer Weile fügte sie leblos an:

»Ich muß zu meinem Anwalt.«

»... dacht ick mir schon«, murmelte er und spürte ein wenig aufkommendes Vertrauen zwischen ihm und seiner Kundin. »Dieser Anwalt von Ihnen, hat der ne Adresse?« Sie schien schon wieder versunken zu sein in einer unendlich scheinenden Schleife aus sich umdrehen, umsehen und hektisch wieder zurückschwenken. »Biegen Sie hier links ab!«

Oh Ulrike, du dominant-mysteriöse Nachtgestalt. »Kaiser-Friedrich-Straße, mmh. Am Stuttli stand ick vorhin ooch schon. Scheißjeschäft heute. Die Russen sind wohl alle noch im Puff, da guck ick frühestens um dreie wieder vorbei.« Er blickte nochmals in den Rückspiegel und sah, wie sie in einer Plastiktüte kramte, die er erst jetzt wahrnahm. Sie wirkt verwirrt, dachte er. Verwirrt, erschöpft, gehetzt. *Kraß, die Alte wirkt wie ein gejagtes Tier auf Beruhigungsmitteln.* Er setzte nochmals an:

»Wenn Sie mir sagen würden, wohin ...« Sie fing an zu reden, aber nicht mit ihm. »Thomas, hier ist Josefina ...«

Doch keene Ulrike, bestimmt ein Codename, wer heißt schon Josefina. »... entschuldige die Störung, aber ich ... ich brauche Deine Hilfe.« Die Person am anderen Ende der Leitung sprach lange mit ihr. Sie wirkte aufgeregt, rutschte auf ihrem Sitz hin und her und blickte sich immer noch unentwegt um. »Danke Thomas, ich, ich ...« Thommy schien sie zu unterbrechen und sie legte ein »Ja, dann bis gleich« nach.

»So, dieser Anwalt, wo hat der denn seine Mitternachtskanzlei?«

»Schöneberg«, kam es abwesend von hinten.

Na wenigstens mal ne Antwort. »Schöneberg. Da ham wa aber jetze 'n ganz schönen Umweg jemacht, wa! Ick fahr jetze übem Fehrbelliner zurück. Welche Straße denn?«

Sie fingerte in ihrer Tüte, holte etwas Kabelartiges hervor, warf es wieder zurück. Er mußte sich wieder auf die Fahrbahn konzentrieren, hörte aber wie sie den automatischen Fensterheber bedienen wollte, erst klickend, dann darauf einhämmernd.

»Kindersicherung, Gnädigste. Broochen Sie frische Luft? Jeht es Ihnen nich gut?« Sie fuchtelte mit der Plastiktüte in der Hand herum. »Ich muß das hier loswerden. Fahren Sie an einen Mülleimer! Die, die dürfen nicht wissen, wo wir hinfahren!«

Bingo! Die Alte ist nicht nur auf Drogen, die denkt auch noch, daß wir verfolgt werden. Er mußte schmunzeln. Jetzt wollte er seine Theorie überprüfen.

»Dit kann ick nich machen.« Er pausierte. »Die dunkle Limousine hinter uns, sehen Se die? Die folgt uns schon seit jut zehn Minuten. Ick wollt Se nich beunruhigen. Wir sollten jetzt nicht anhalten.«

»Fahren Sie schneller, mein Gott, fahren Sie rechts, schnell.«

»Zu Befehl.«

Jetzt war er geistig wieder voll da. Action! Er riß das Lenkrad im letzten Moment um und brettete die Konstanzer runter.

»Scheiße! Die sind immer noch da. Wir hängen se uff der Autobahn ab.« Er gab Vollgas, ratterte über die gerade rot gewordene Ampel. Er kannte die Schaltung hier genau. Wenn er jetzt auf 90 beschleunigte, kriegt er die nächste noch und kann dann auf der Stadtautobahn mit gut 130 Richtung Steglitz pesen. Was ihn noch mehr anmachte als das steigende Tachometer, war der steigende Fahrpreis. *Von Steglitz zurück nach Schöneberg sind's noch mal gut sieben Euro. Dann hat sich das Warten also ausgezahlt.* Sie riß ihn aus seinem gedanklichen Hoch.

»Wir müssen das hier loswerden, sonst finden die uns immer wieder.«

Blanchierter Rattenkot! Mir soll's recht sein, wenn die uns noch durch ganz Berlin jagen. »Reißen Se sich zusammen und denken Se doch mal nach. Die Wichser ham sicherlich meen Kennzeichen notiert. Die ham bestimmt Kumpels in der janzen Stadt, die just in diesem Moment nach meenem Taxi suchen, mit oder ohne Peilsender. Scheiße, die sollen ruhig wissen, wo wa sind. Wir stellen denen ne Falle.« Er phantasierte sich selbst in Rage, rastete dabei durch den Autobahntunnel. »Ick ruf jetze die Zentrale mit nem jeheimen Funkspruch. Dann sind wir uff'm Radar.«

Er nahm sein Mikro, ohne den Sprechknopf zu drücken, und brüllte: »Wagen 3642 an BEROLINA, 3642 an BE-RO-LI-NA.« Um dem ganzen noch mehr Effekt zu geben, versicherte er ihr: »Ick schalte jetzt auf Kanal 3. Alle Fahrer, die sich gerade auf diesem Kanal aufhalten, wetzen schon ihre Messer und Macheten aus Langeweile. Verdammter Fötus, die polieren schon ihre Scheiß-Knar-

ren. In Null Komma Nix haben ihre Freunde da hinten ein Mordsproblem mit halb Berlin. Taxifahrer ham noch echte Solidarität untereinander, wissen Se.« Er brüllte wieder in das abgeschaltete Mikro: »Kollege hat ein F-2-7. Schildhomstraße, aus Wilmersdorf kommend. Yalla! Wagen 3642, F-2-7, Kollegen aller Rassen und Schwanzlängen, F-2-7!!«

Er mußte sich beherrschen, nicht laut loszulachen. *Die Alte is ja schon kreidebleich in ihrem von haus aus schon käsigen Yoko-Ono-Gesicht.* »Fahren Sie mich sofort zur Martin-Luther-Straße. Martin-Luther 24a.« Mit seinem vorherigen Schätzwert von sieben Euro hatte er sich doch etwas übernommen. *Egal, die Alte ist verrückt, er hatte eine gute Fahrt, geldtechnisch gesehen, und seinen Spaß hatte er auch noch gehabt.* Er fuhr auf dem kürzesten Weg Richtung Rathaus Schöneberg. Sie telefonierte abermals mit ihrem Anwalt. *Wer zum Teufel würde die Spinnerin als Klientin annehmen und welcher Anwalt arbeitet sonntagnachts?* Er erinnerte sich daran, kürzlich »Fear and Loathing in Las Vegas« mit seiner Freundin gesehen zu haben und relativierte seine Meinung über Anwälte. *Vielleicht ist ihr Anwalt ein verdrogter Alienjäger, der in der Martin-Luther-Straße Motto-Swingerparties schmeißt. Geil, da lade ick mich einfach gleich selbst mit ein.* Das Telefongespräch war wenig aufschlußreich gewesen, seine Action-Stimmung war wirren Nachwehen seines abendlichen Haschisch-Tums gewichen, den er sich in seiner Pause zwischen achtzehn und einundzwanzig Uhr gerne mal gönnte, und überhaupt waren sie gleich am Ziel angekommen. Er hoffte jetzt nur noch auf ein ordentliches Trinkgeld, zusätzlich zu den schon guten 22,50 Euro.

»Da, da steht er schon!« Josefina Yoko Meinhof war aufgeregt, sie freute sich fast schon, die korpulente Gestalt am Hauseingang lehnen zu sehen.

»Ahm, dit is nich die vierundzwanzig. Die vierundzwanzig is uff der anderen Straßenseite.«

Sie reagierte mal wieder nicht auf seine Aussage. »Hier nehmen Sie.« Sie hielt ihm einen braunen Schein hin und öffnete die Tür.

Korrekt! Er griff nach dem Schein, etwas zu hastig. In diesem Moment wurde die Frau aus dem Auto gerissen. Es ging so schnell, daß er, als er den Schein weggesteckt und sich umgedreht hatte, die Frau nicht mehr klar erkennen konnte, nur noch Umrisse von Gestalten.

»Hey! HEY!« Er drückte die Fahrertür auf, rannte bei laufendem Motor um den Wagen herum. Keine Menschenseele weit und breit. Er blickte auf die andere Straßenseite. Im gelblich schimmernden Hauseingang war niemand mehr zu sehen. Er wollte die Türe hinten rechts, die immer noch offen stand, zuschlagen. Da sah er die blaue Plastiktüte auf dem Rücksitz liegen. Ihm lief es eiskalt den Rücken runter.

Das nächste hEft erscheint am 28. März.

- » Offene Redaktion: 2. Februar, Weinstein Le Bar
- » hEft-relieft am 25. März in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 25. Februar
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Kalter Hund

hEft sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Kalter Hund«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEft zum Mitnehmen

- » **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Esperanto, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Essbar, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Kunsthaus, Künstlerhaus geWERK, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang
- » **Weimar** ACC, mon ami
- » **Jena** Café Immergün, Café Wagner
- » **Gotha** art der stadt, KommPottPora
- » **Ilmenau** TU-Campus
- » **Eisenach** Café Zucker+Zimt

hEfte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» JESSY ASMUS, Jg. 1987, Suhl, studiert Visuelle Kommunikation an der Bauhaus-Universität Weimar » ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » ANNE BÜTTNER, Jg. 1980, Journalismusstudium an der FJS Berlin, Erfurt » MICHAEL FRIEDRICH, Jg. 1986, geboren in Eisleben, derzeit Studium der Germanistik und Anglistik in Erfurt » HEIKE FRÖHLICH, gebürtige Pfälzerin, studierte Germanistik und lebt seit 2002 in Jena » PAOLO FUSI, 51, Römer » REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, lebt in Erfurt » GREGOR HINZ, groß geworden in Berlin, studierte dort Kommunikationsdesign mit dem Schwerpunkt Illustration, arbeitet seit 2008 als Illustrator und Grafiker, www.gregorhinz.de » SANDRA HOLST, Jg. 1968, Thüringen » STEVE KUSSIN, Jg. 1984, studiert Soziologie und Angewandte Ethik in Jena » MATERNUS MILLETT, befindet sich auf der Flucht vor der totalen Zivilisation und der politischen Korrektheit; lebt in Kolumbien » PAUL-RUBEN MUNDTHAL, einer von wenigen Mecklenburgern in Erfurt, fotografiert und studiert an der Bauhaus-Uni Weimar Medienkunst, www.ausgangs.tk » STEFAN PETERMANN, Autor und Mediengestalter, lebt in Weimar, www.stefanpetermann.de » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » Thomas Putz, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » PETER RAULFS, Weingeist und Küchenschwabe » STEFFEN ROYE, Jg. 1972, schreibt, fotografiert und geht sommers mit der Theatergruppe Spielbrett auf Planwagentour, lebt in Dresden » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » DIRK TESCHNER, Klub 500, Journalist und Ausstellungsmacher, lebt in Berlin und Erfurt, www.kunsthaus-erfurt.de, www.klub-500.de » DIRK WACHSMUTH, studiert seit 2009 Visuelle Kommunikation an der Bauhaus Universität Weimar, www.art-earth.de » JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten, der Musik und der Lyrik gleichermaßen » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin und Illustratorin, Erfurt, www.winklerin.de » KONSTANTIN WINTER, Jg. 1984, Berlin, studiert derzeit Staatswissenschaften an der Universität Erfurt » LAURA CATERINA ZIMMERMANN, Jg. 1988, geboren in Karlsruhe, derzeit Studium der Erziehungs- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Erfurt

.....

..... winklesin.de